

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

AUGUST 2018



**ROBIN SCHULZ  
KARL LAGERFELD  
ANITTA  
MARTIN SUTER  
ALICIA DRAKE  
STELLA VON SENGER  
TORY BURCH**



The Breitling Jet Squad  
Jacques Bothelin  
Christophe Deketelaere  
Paco Wallaert



**BREITLING**  
1884

AIR

LAND

SEA

NAVITIMER 8



**BREITLING BOUTIQUE**  
BÖRSENSTRASSE 2-4  
FRANKFURT

**#SQUADONAMMISSION**

MONT  
BLANC 

# MACH MAL FERTIG

Die Handwerker sind da. Sie machen nicht zu viele Worte. Wie lange tropft's schon? Wo ist der Sicherungskasten? Das sind so die Dinge, die sie wissen wollen. Ein Meister, ein Geselle, ein Lehrling, Firma Schmidt ist pünktlich. Haben Sie einen Eimer? Für den Hausmann, der keiner ist, sind das Fragen wie beim Abitur. Gut, dass jetzt mal richtige Männer im Haus sind. Keine Angst mehr, dass die Therme, die schon so lange tropft, gleich in die Luft fliegt. Warum nicht daraus lernen? Keine großen Worte machen, einfach machen und fertig. Klingt komisch als Leitsatz für ein Magazin. Aber wenn ich mir dieses Heft so anschau, das Porträt einer Autorin in Paris, drei Architektinnen, die es gegen alle Widerstände in Berlin schaffen, unglaubliche Glasbläser in Böhmen – Handwerker im besten Sinne. Da wird nicht zu viel an den Worten gedreht, nicht zu sehr an den Sätzen geschraubt, da geht's gleich hart an den Gegenstand. Hab mich derweil ins Wohnzimmer verzogen und schreibe diesen Text auf der Couch. Aus der Küche nur Wortfetzen: „richtig nach oben“, „den Schlauch einfach ins Becken“, „nimm doch die Leiter hier“, „bring noch Zehner-Dübel mit und Stockschrauben mit Muttern“. Einmal stöhnt der Lehrling, aber das liegt wohl an der Hitze. Kann ich noch irgendwie helfen? Kaffee vielleicht? „Kaltes Bier! Aber dann können Sie die Therme selber einbauen!“ Ein Witz! Ansonsten nur Klappern, Hämmern, Bohren. Machen wir auch: Lesen Sie nur die gehämmerte Reportage über DJ Robin Schulz und die bohrenden Fragen an den brasilianischen Star Anitta. Wie bei jeder guten Wertarbeit ist der letzte Rest dann einfach nur Kunst. Dafür steht in diesem Heft nicht nur die Modestrecke zum Thema Sommerloch (mit vielen trendigen Cut-outs!). Dafür steht und räkelt sich auf vier Seiten auch Stella von Senger, eine Berlinerin mit dem siebten und achten Sinn. Aus der Anfrage, ein Shooting nur mit sich selbst zu machen, wird ein Ego-Kunstwerk mit Extra-Verrenkungen. Gutes altes Selbstdarstellungs-Handwerk mit Showeinlage. Fast wie bei Firma Schmidt. Ein neuer Boiler hängt in der Küche, das heiße Wasser läuft, ein anderes Thermostat haben sie auch eingebaut, ein Witzchen noch, und die Leiter klappert die Treppe hinunter. Fahre jetzt schnell in die Redaktion. Da komme ich mir nicht ganz so überflüssig vor. Und niemand fragt, wo die Steigleitung ist. *Alfons Kaiser*



## Creating new heights

The new Montblanc 1858 Geosphere.  
Spirit of Mountain Exploration.

montblanc.com/1858

Verantwortlicher Redakteur:  
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:  
Sylvia Buchacher, Johanna Christner, Johanna Dürholz,  
Leonie Feuerbach, Stephan Finsterbusch, Andrea Freund,  
Martin Häußermann, Jasmin Jouhar, David Klauert,  
Tim Niendorf, Christian Riethmüller, Barbara Russ,  
Boris Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Stella von Senger,  
Bernd Steidle, Lukas Weber, Jennifer Wiebking,  
Maria Wiesner

Bildredaktion:  
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direction:  
Peter Breul

E-Mail Redaktion:  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter  
Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte  
vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,  
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten  
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge  
und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung  
oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich  
zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche  
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung  
von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine  
Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als  
elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in  
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen,  
speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie  
die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH  
erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunfts erhalten  
Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch  
unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum  
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:  
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

Produktionsleitung:  
Andreas Gierth

Layout:  
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei  
[media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

Druck:  
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



danish design by · made by

LINDBERG 



**JÜRGEN KAUBE**, der fürs Feuilleton zuständige Herausgeber dieser Zeitung, konnte bei seinem Termin mit Alicia Drake einige seiner Leidenschaften verbinden: Literatur, Soziologie, Geschichte – und Paris. Beim Spaziergang in Saint-Germain-des-Prés erfuhr Kaube von der Autorin viel über die grausame Macht der Schönheit. Alicia Drakes erster Roman handelt vom harten Leben im Wohlstand, von Kindern, deren Eltern Narzissten sind, und vom katholischen Glauben an Wunder. In der Chapelle Notre-Dame de la Médaille Miraculeuse ahnte er, was die Schriftstellerin gemeint haben könnte. (Seite 14)

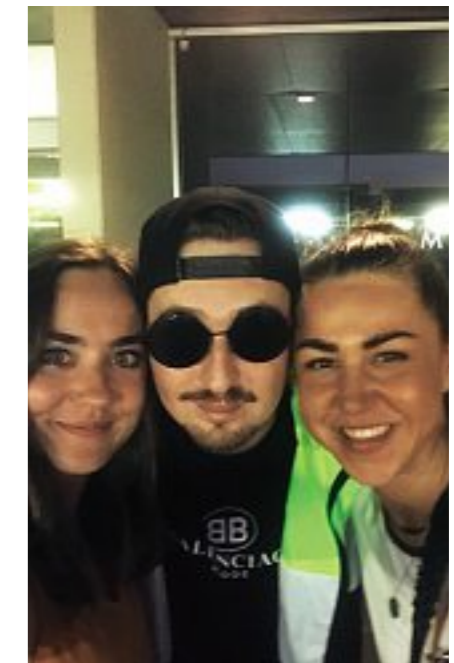


**ALLY ERTEL** hat Marta Gawron beim Shooting für unsere Modestrecke in London nicht in die Tasche gesteckt, sondern durch die Bluse schauen lassen. Der Kniff hat Konzept. Im großen Sommerloch näherten die zwei Models sich mit Cut-outs schon mal der Herbstmode (Seite 18). Überhaupt kennt sich Ally Ertel, 28, mit Wärme aus: Sie wuchs in Florida auf und zog dann nach Kalifornien. New York und das Modeln kamen später. Jetzt ist sie für ein paar Monate in London und fühlt sich nicht nur wegen der Hitze an ihre Heimat erinnert: „Die Mangos im Gemüseladen um die Ecke sind so gut wie die in den Gärten meiner Freunde zu Hause in Florida.“

FOTOS: FRANK BÖTH, JANA MAI, HELMUT RICKE, PHILEAS LÄRDY

# MITARBEITER

**JOHANNA DÜRRHOLZ** und **JANA MAI** sind natürlich nur nach Barcelona geflogen, um DJ Robin Schulz bei der Arbeit zu beobachten. Wer konnte ahnen, dass Fotografin Mai (rechts) und Redakteurin Dürrholz sich auch anderen Seiten des Barcelona Beach Festivals hingeben mussten: Schampus und Selfies. Sie machten das Beste daraus (Seite 24) – und Robin Schulz gleich mit.



**CHRISTIAN RIETHMÜLLER** hat es als Redakteur der Rhein-Main-Zeitung in Sachen Mundart meist mit Ausprägungen des Hessischen zu tun. Er hat aber, aus dem Schwäbischen stammend, auch ein Ohr fürs Schweizerdeutsche und war daher gut vorbereitet, um in Zürich mit dem Schweizer Bestsellerautor Martin Suter und dem Chansonier Stephan Eicher über deren Gemeinschaftswerk „Song Book“ zu sprechen (Seite 32). Dabei lernte er, dass Schweizerdeutsch eine Ansammlung ganz unterschiedlicher Dialektausprägungen ist, die untereinander oft zu Verständigungsproblemen führen. Riethmüller war daher froh, dass die beiden mit ihm in der Sprache des großen Kantons redeten: Hochdeutsch.

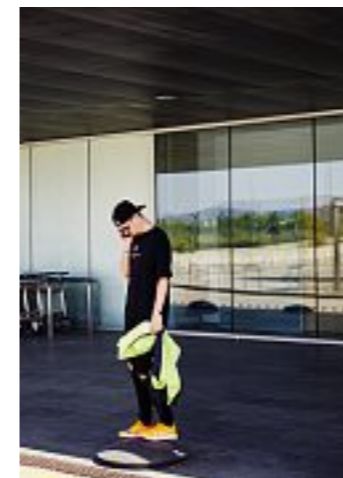




Rote Liebe: Die Tomate hat viele Talente. Sie schmeckt nicht nur nach Sommer – sie wirkt auch wohltuend auf die Haut. (Seite 45)



Me, myself and I: Stella von Senger hat keine Berührungängste mit ihrem Ego. Also stellt sie für uns eine Modestrecke auf die Beine (Seite 34), in der sie alle Jobs selbst erledigt: vom Styling bis zum Catering.



**ZUM TITEL**  
Der DJ Robin Schulz wurde von Jana Mai am 14. Juli in Barcelona fotografiert.

- 10 KARL LAGERFELD
- 13 HERBERT GRÖNEMEYER
- 32 MARTIN SUTER
- 46 ANITTA
- 50 TORY BURCH

**VERZAUBERT** Die Hersteller von Luxusjuwelen haben den Amethyst für sich entdeckt. *Seite 11*

**VERZÜCKT** Selten war das Sommerloch so sichtbar wie diesmal: in der Mode. *Seite 18*

**VERREIST** São Tomé und Príncipe gilt als Schokoladeninsel – bietet aber viel mehr. *Seite 23*

**VERZÄRTELT** Glamping vereint Zelturlaub und Luxusanspruch. Ein Selbstversuch. *Seite 29*

**VERKOSTET** Negroni war gestern: Der Americano ist der Sommerdrink des Jahres. *Seite 41*

**VERZIERT** Der Bauchnabel blieb lange im Verborgenen – jetzt kommt er ans Licht. *Seite 49*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 8. September bei. **Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Karriereentwurf: Die meisten selbständigen Architekten sind Männer. Drei Berlinerinnen erzählen (Seite 38), wie sie es trotzdem zum eigenen Betrieb brachten.



Gib Glas: Die Arbeiter des Unternehmens Lasvit (Seite 42) von Leon Jakimič knüpfen an die große Tradition der Glasmanufakturen in Böhmen an.

FOTOS: FI ONLINE, STELLA VON SENGER, DANIEL PULAR, GETTY



### KARL LAGERFELD MACHT SICH EIN BILD VON MESUT ÖZIL

Wenn, ja wenn Deutschland gegen Südkorea 3:2 gewonnen hätte, und wenn, ja wenn Mesut Özil alle drei Tore geschossen hätten, und wenn, ja wenn Deutschland Weltmeister geworden wäre – was wäre uns allen, Mesut Özil eingeschlossen, erspart geblieben. Aber es ist anders gekommen. Das Bild mit Erdogan ist nicht vergessen, und Özils Abrechnung per Social Media traf genau in die deutsche Nach-WM-Depression. „Die Özil-Krise“ nennt Karl Lagerfeld daher seine Zeichnung zum großen Thema dieses Sommers. Die Spaltung – das #McTwo – des bikulturell aufgewachsenen Fußballspielers malt sich Lagerfeld bis ins Detail aus. Über dem Trikot der

deutschen Mannschaft trägt Özil den mit Zobel eingefassten Kaftan im Rot-Weiß der türkischen Flagge. Den Weltmeisterschafts-Ball von Adidas köpft er gerade leider nicht ins Tor – sondern der Ball mutiert zu einem Turban, wie man ihn noch von osmanischen Gemälden kennt. Die Insignien von Macht und Reichtum passen gut: „Denn in der Welt des Fußballs geht es ja auch vor allem um Geld“, sagt Lagerfeld. Die deutsche Fahne hängt auf Halbmast, als wäre Staatstrauer angesagt. Oben strahlen der abnehmende Sichelmond und der fünfzackige Stern der Türkei. Wer in dieser Affäre siegt – das steht am Himmel geschrieben. (kai.)

# PRÊT-À-PARLER



### AMETHYSTE KOMMEN AUS DER ESO-ECKE

Ein Stein ist ein Stein – ist kein Stein. Ein Mondstein zum Beispiel soll dem Optimisten in uns auf die Sprünge helfen und der Fruchtbarkeit dienlich sein. Der Bernstein soll beruhigend wirken, der Aquamarin für Gelassenheit sorgen und das Selbstbewusstsein stärken.

Man kann all das für Quatsch halten, aber Mineralsteine, die bisher in der Esoterik-Ecke lagen, finden allmählich im Mainstream ihren Platz. Man sieht es auch an den vielen Amethysten, die jetzt im Luxusschmuck eine Rolle spielen. Die Ringe von Hofacker (1), A. Odenwald (2), Tiffany & Co. (3), Gucci (5) und Chopard (6) zeigen es. Ob schon ein Blick auf den lilafarbenen Stein beruhigt, wenn man sich gerade in der vollbesetzten Bahn festhält, ist natürlich fraglich. Die Ringe kosten ja mehrere tausend Euro! Immerhin: Der Amethyst soll zum Beispiel die Konzentration steigern und negative Gedanken vertreiben.

Das passt immer, vor allem in einer Zeit, in der diffuse Ängste in der Gesellschaft nicht gerade geringer werden. Und vielleicht ging es dem Farbsystem-Anbieter Pantone, der neben den Eso-Leuten maßgeblich für die Präsenz dieses gewissen Lila-Tons verantwortlich ist, genau darum. Jedes Jahr im November kürt das Pantone-Institut eine Farbe zum großen Trend für das kommende Jahr, und anders als bei vielen von der Industrie gesteuerten Initiativen kommt es dann oft wirklich so.

Lila, oder besser Ultraviolett, ist jetzt ein großes Ding, wie auch der Armreif von Pomellato (7) und die Uhr von Cartier (4) an den Zweigen eines Lavendelstrauchs zeigen. Ob diese Farbe und diese Dinge wirklich passen, das kann übrigens jeder für sich selbst entscheiden. Vor allem, glaubt man den Anhängern der Spiritualität, wenn man lange genug mit Amethysten zu tun hatte. Sie sollen nämlich auch die Intuition stärken. (jwi.)

Fotos Jana Mai





**PRAKTISCH VERANLAGT**

Ob nun Palace, Supreme oder Trasher – Skatewear bleibt in Mode, sorgt für Schlangen vor den Stores und leere Regale. Auch in Deutschland. Gerade erst ist ein neues Skatewear-Label in Frankfurt mit einer rauschenden Party gegründet worden: MDLR. Marco Lachner und Dietmar Jost bringen Taschen auf den Markt, die sich nach den Bedürfnissen von Skatern richten und überhaupt von praktisch veranlagten Menschen. MDLR, darin steckt der Begriff „Modular“, und der ist Programm. Dank robustem Stecksystem lassen sich die in Schwarz gehaltenen Ausgangsrucksäcke mit weiteren kleineren Taschen und Accessoires wie etwa Bauchtaschen und Becherhaltern kombinieren. „Ich habe nie eine Tasche gefunden, die meinen Ansprüchen genügt“, sagt Marco Lachner. Jetzt hat er sie. Außer Rucksäcken gehören Jacken, Hoodies und

Mützen zum Sortiment – und natürlich auch Skateboards. Marco Lachner hat für Kunden wie Birkenstock und Kangaroos gearbeitet und ist Kreativdirektor des Taschenlabels Jost – wo er Dietmar Jost kennen und schätzen lernte, den Geschäftsführer des Familienunternehmens aus Hachenburg im Westerwald. Für das Design haben sich die beiden mit Patrick Peritz von der Zürcher Agentur Grand Studio zusammengetan. Erhältlich sind die Taschen online sowie im Geschäft The Listener in Frankfurt. Die Kernkollektion wird um Kooperationen mit Kreativen ergänzt. Den Anfang macht der Fotograf Ryan Allan, der schon mit Skatewear-Größen wie Supreme zusammengearbeitet hat. Kennengelernt haben sich Marco Lachner und Ryan Allan – wie könnte es anders sein – über ihre gemeinsame Leidenschaft zum Skateboarding. *Johanna Christner*

# PRÊT-À-PARLER

**AUF DEM LETZTEN ENTWURF BLIEB ER SITZEN**

Bis zuletzt tüftelte Otto Zapf am perfekten Sitz, mit dem er der „Volkskrankheit Rückenschmerzen“ zu Leibe rücken wollte. Zehn Stühle habe er fix und fertig entwickelt, sie warteten nur darauf, in Produktion zu gehen. Sein Grundgedanke: Der Stuhl, genauer: die Rückenlehne, folgt dem Sitzenden, der Rücken soll ständig unterstützt sein, er soll



Hauptsaque bequem: Otto Zapf in seinem Office Chair von 1974 für die Firma Knoll International

sich in jeder Position anlehnen können. Zapf nannte es das Follow-Me-Prinzip. Einen Prototypen zum Nachrüsten wollte für jeden Stuhl hatte er zu Hause: „Sitvit“. Die geschwungene Lehne, die Wirbelsäule und Bandscheibe folgt, konnte einfach zwischen den Sitzenden und den herkömmlichen Stuhl oder Sessel geschoben werden.

Nach dem Krieg bildete Otto Zapf ein kongeniales Team mit Dieter Rams. Die beiden Designer entwarfen in Eschborn bei Frankfurt Möbel für die Wirtschaftswunderzeit, das Regal 606 zum Beispiel, das Rams zugeschrieben und von der Firma Vitsoe produziert wird. Zapf verzichtete auf die Urhebererschaft und ärgerte sich später darüber.

Ende der sechziger Jahre begann die große Zeit von Zapf-Design: Seine Möbel, zum Beispiel Regal und Schrank Softline oder Sessel und Sofa Pillorama, hatten abnehmbare Oberflächen und waren dank Reißverschlüssen wandel- und erweiterbar. Produziert wurden sie vor allem von Knoll International, von Cor, B&B Italia oder Vitra.

Für den perfekten Sitz aber fand Otto Zapf keinen Hersteller mehr. Am 28. Juni ist er im Alter von 86 Jahren in Königstein im Taunus gestorben. *(pps.)*

**WER BETRACHTET HIER DEN BETRACHTER?**

Ein eindeutiger Beginn dieses Trends ist diesmal tatsächlich auszumachen – verantwortlich dafür ist Rihanna. Vergangenes Jahr, roter Teppich beim Filmfestival in Cannes, die Sängerin in einem Look, der an Brigitte Nielsen in „Beverly Hills Cop 2“ erinnert: weißes Dior-Kleid, dazu das Modell Micro-Shades Jan von Andy Wolf Eyewear. Riri, wie Fans sie nennen, blickte über die weiß eingefassten, tief dunkel getönten Gläser in die Kameras.

Sonnenbrillen schützen Stars seit Jahrzehnten vor neugierigen Blicken. Die besonders großen Brillen boten zumindest die Illusion von Privatsphäre im Blitzlichtgewitter. So gewann der Promi ein Stück weit die Kontrolle über das Bild zurück und entschied, ob und wann er die Maske runterlässt. „Während man sich noch vor einigen Jahren hinter großen Sonnenbrillen verstecken konnte und sich so von der Gesellschaft förmlich abschirmte, geben die kleinen Brillen viel mehr preis“, sagt Katharina Schlager, Geschäftsführerin und Designchefin bei Andy Wolf Eyewear. „Es wird heutzutage offener mit der Privatsphäre umgegangen, nicht zuletzt über Social Media. Und mit kleinen Sonnenbrillen zeigt man eben mehr von seinem Gesicht und von sich.“ Privatsphäre ist, trotz DSGVO, in Zeiten sozialer Medien tatsächlich illusorisch. Warum dann also noch große Brillen tragen? Sehen wir doch lieber der Realität ins Auge.

Beim Selfie zeugt der Blick über die Brille ebenfalls von Selbstbestimmung. Er kreiert eine ambivalente Mischung aus Kritik und Flirt, bei dem außerdem noch die Augen durch die gesenkte Kinnpartie größer wirken. „Eine Frau muss sich ständig selbst beobachten“, schrieb John Berger 1974 in seinem Buch „Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt“. „Und so kommt sie dazu, den Prüfer und die Geprüfte in ihr als die beiden wesentlichen, doch immer getrennten Komponenten ihrer Identität als Frau anzusehen.“ Im Selfie mit runtergeschobener Brille sind die beiden Hälften vereint. Es ist eine kritische Selbstbeugung im Moment der Aufnahme. Mehr noch: Auch der spätere Betrachter auf dem Bilderdienst Instagram wird mit einem kritischen Blick bedacht. So richtet sich der Blick über die Brille zugleich an die Fotografierte in der Gegenwart und den Betrachter in der Zukunft. Der



Ursprung des Trends: Rihanna sah ihn schon 2017.

Betrachter wird beim Betrachten betrachtet und betrachtet dann wieder sich selbst im Vergleich mit der Betrachteten. Ganz schön absurd.

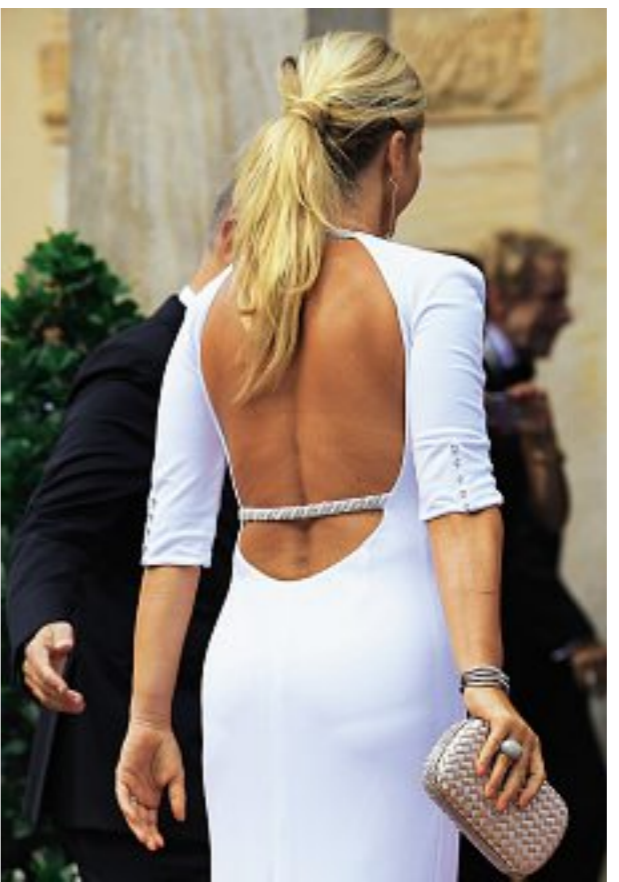
In seinem Werk über das Sehen und Gesehenwerden nahm Berger damals gewissermaßen das Influencer-Zeitalter vorweg. Was er in den siebziger Jahren für die Werbung formulierte, trifft heute noch stärker auf die Werbeplattform Instagram zu: „Von anderen beneidet zu werden ist eine einsame Form der Selbstbestätigung, die davon abhängt, dass man seine Erfahrung nicht mit jenen teilt, die einen beneiden. Man wird mit Interesse beobachtet, aber man selber beachtet niemanden.“

Die negativen Folgen des Instagram-Konsums sind klar belegt. „Das Reklamebild“, schrieb Berger schon damals, stehe der Betrachterin „die positive Einschätzung ihres Selbst, ihr Selbstvertrauen, um es ihr gegen den Preis der Ware wieder anzubieten“.

Wie schön wäre es dann, wenn die kleinen Brillen, die Micro-Shades, funktionieren würden, wie jene in John Carpenters Film „Sie leben“ von 1988. Dort ist es eine Sonnenbrille, die die Werbung als von Außerirdischen gesteuerte Gehirnwäsche entlarvt. Aber vielleicht will man in der Influencer-Ära lieber darüber hinwegsehen als hindurch. Oder aber der Blick über die Mikro-Brille ist einfach das neue Duckface. *Barbara Rus*



Drei Frauen, eine Clutch: Staatsministerin Dorothee Bär, Monika Babišová, die Gattin des populistischen tschechischen Ministerpräsidenten Andrej Babiš, und Franca Lehfeldt, die neue Partnerin von Christian Lindner (von links), haben bei der Eröffnung der Wagner-Festspiele am 25. Juli die „Knot Clutch“ von Bottega Veneta dabei. So was hat Bayreuth noch nicht gesehen – es sind schließlich nicht gerade die Festspiele des guten Stils. Entworfen wurde die Clutch mit der knotenförmigen Schließe 1978. Erneuert hat sie dann Designer Tomas Maier, der die Marke gerade verlassen hat. In Bayreuth sagt man jetzt also: Servus! *(jwi.)*



**„EINE GUTE UHR IST WIE EIN KUNSTWERK“**

*Herr Grönemeyer, wann haben Sie begonnen, sich für Uhren zu interessieren?*

Schon früh. Mein Vater war ein Fan von Wanduhren. Er ging immer mit einem Schlüssel durch die Wohnung, um all unsere Wanduhren aufzuziehen. Außerdem hatte er einen großen Freundeskreis, da habe ich bei den Männern immer geguckt, welche Uhr sie tragen. Meine erste eigene Uhr habe ich zur Konfirmation bekommen. Daran kann ich mich noch gut erinnern: eine Mido Commander mit blauem Zifferblatt.

*Ein stolzes Geschenk.*  
Ja, sehr nobel. Meine Patentante war Chefsekretärin bei Karmann in Osnabrück, Tante Margret, eine tolle Frau.

*Wahrscheinlich mit gravierter Widmung?*  
Nein, eine Geschenkgravur gab's nicht. Das folgte dieser protestantisch-calvinistischen Einstellung, dass man nichts unnötig verziert.

*Haben Sie die Uhr noch?*  
Nein, die hat man mir leider geklaut. Insgesamt sind mir drei Uhren weggekommen, alle hatten ein blaues Blatt: außer der Mido noch eine Seiko und eine Rolex Datejust.

*Wo wurden Sie geklaut?*  
Immer bei der Arbeit. Einmal im Theater, einmal im Studio und einmal während eines Konzerts. Ich lege meine Uhr beim Arbeiten immer ab. Gerade beim Klavierspielen stört mich eine Uhr. Auf die Mido wollte ich aber nicht verzichten. Mir hat das puristische Design und das feine Milanaise-Band der Commander so gut gefallen, dass ich mir später wieder eine gekauft habe. Das hat wohl mein Faible für Stahluhren geprägt.

*Wie wählen Sie die Uhr für den Tag aus?*  
Ich trage eine Uhr eine gewisse Zeit, die ist dann wie ein Amulett für mich. Und wenn die Stimmung fällt oder ich mich über etwas sehr ärgere, gehe ich an meinen Stahlschrank und suche mir eine andere aus, die meine Stimmung wieder hebt. Eine Uhr muss mich heiter stimmen. Andersherum gibt es Uhren, die ich mit tragischen Ereignissen verbinde, die trage ich dann auch nicht mehr.

*Die Uhr als Stimmungsbarometer?*  
Nicht nur. Ich halte Uhren für kleine Kunstwerke. Mich fasziniert die Mechanik. Ich finde es bemerkenswert, wie Menschen sich Gedanken um das Zusammenspiel dieser winzigen Einzelteile machen und dann etwas erschaffen, was über Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte Bestand hat.

*Viele Sammler haben spezielle Sammelgebiete. Sie auch? Ich sammle nicht nach einem bestimmten Thema. Ich kaufe mir eine Uhr nach Gefallen. Am meisten mag ich Stahluhren, gerne mit Automatikwerk und bevorzugt mit einem ruhigen Zifferblatt. Wobei ich mich bei manchen Uhren heute frage: Wann hab' ich die jemals getragen? Ich war ja schon mit 14 Jahren so groß wie heute, spielte Tennis und hatte deshalb schon immer mächtige Pranken. Da wirkt eine zierliche Uhr wie etwa meine wunderschöne IWC am Handgelenk schon etwas verloren. Aber es macht Spaß, das zu beobachten. Man sieht, wie man sich mit den Uhren entwickelt.*

*Was fasziniert Sie an der Mikromechanik?*  
Wie man komplexe Zusammenhänge wie beispielsweise einen Ewigen Kalender mechanisch umsetzen kann. Ich frage mich: Was geht im Kopf eines solchen Konstrukteurs vor? Wie schafft er es, diese komplexen Gedanken auf kleinstem Raum umzusetzen? Ich bewundere die Menschen, die das können. Das heißt nicht, dass ich es auch kaufe. Ich bin nicht so der Kalender- oder Mondphasentyp. Aber Chronographen finde ich toll – wenn sie ruhig und pur sind.



Herbert Grönemeyer ist Sänger, Komponist, Schauspieler – und nun auch Uhrendesigner. Gemeinsam mit Wempe hat der Zweundscheizjährlinge die „Zeitmeister Stahl 1“ entwickelt. Die rechteckige Uhr wird in zwei Varianten gebaut – mit blankem Stahlgelände und blauem Zifferblatt (2850 Euro) und mit schwarzem PVD-beschichtetem Stahlgelände mit grünem Blatt (2950 Euro). Die Uhren sind auf jeweils 250 Exemplare limitiert.

*Sie haben jetzt auch den Uhrmachern in Glashütte über die Schultern geschaut. Würde es Sie reizen, sich selbst an den Werkstisch zu setzen?*  
Nein. Für so feine Arbeiten bin ich ungeeignet.

*Wie sind Sie darauf gekommen, eine eigene Uhr zu gestalten? Haben Sie nichts Passendes gefunden?*  
Bei rechteckigen Stahluhren halte ich das Angebot tatsächlich für sehr überschaubar. Da gibt es vielleicht eine Jaeger-LeCoultre Reverso oder eine Cartier Santos, ansonsten ein paar klobige Sachen. Deshalb habe ich mich schon vor Jahren mal hingesetzt, um eine Uhr nach meinem Geschmack zu entwerfen. Anfangs war es eher eine fixe Idee. Ich hätte nicht gedacht, dass das mal klappt. Aber ich habe einfach mal angefangen und auch einen Uhrenhersteller gefunden, der sich interessiert zeigte, aber dann ausgestiegen ist. Das fand ich schade, es ging mir auch nie so richtig aus dem Kopf. Manchmal hat man dann Glück und findet doch noch den richtigen Partner wie in meinem Fall die Firma Wempe.

*Sie sind Schauspieler, Musiker, aber kein Designer. Was gab Ihnen die Gewissheit, eine Uhr gestalten zu können?*  
Ich fühle mich sicher nicht allmächtig und meine, nur weil ich als Künstler in bestimmten Bereichen erfolgreich bin, könnte ich nun alles. Aber ich spiele auch nicht Bass oder Schlagzeug, und weiß trotzdem, wie es sich anhören muss. So war das bei der Uhr auch. Ich habe mich eben schon lange mit Uhren beschäftigt und daher eine Idee, wie eine Uhr aussehen könnte. Aber auf dem Weg zum fertigen Produkt brauche ich natürlich Hilfe. Das Blatt habe ich gemeinsam mit Walter Schönauer entworfen, einem befreundeten Grafiker. Den Rest habe ich mit den Spezialisten von Wempe gemacht.

*Wie lange dauerte die Entwicklung?*  
Etwa zwei Jahre. In der Berliner Wempe-Niederlassung hatte ich Uwe Beckmann getroffen, der damals dort Chef war und ein großer Uhrenkenner ist, ebenso übrigens wie sein Kollege Bernhard Stoll. Die beiden haben das dann in die richtigen Bahnen gelenkt.

*Kaufen Sie neue Uhren oder auch mal Oldtimer?*  
Nicht nur Neues. Auf Auktionen war ich zwar bisher noch nicht, aber ich stöbere zuweilen im Netz. Und wenn ich eine Uhr kaufe, dann ist das hochdramatisch. Ich habe nach so einem Kauf schon schweißgebadet den Laden verlassen. Eine gute Uhr ist wie ein Kunstwerk, das kauft man nicht einfach so.

*Die Fragen stellte Martin Häußermann.*



# DIE STADT ALS SPIEGEL UND BÜHNE

Der erste Roman von Alicia Drake handelt von Paris. Darin lernt man die Schattenseiten der Stadt des Lichts neu kennen.

Von Jürgen Kaube, Fotos Frank Röth

Am Ende hatten wir über die Sache mit Lagerfeld gar nicht gesprochen. Über die Sache mit Lagerfeld spricht eigentlich jeder, der mit Alicia Drake spricht. Es gibt keinen Artikel über sie, der Lagerfeld nicht erwähnt. Aber wir haben ihn im Gespräch einfach vergessen. Genauso wie Victoria Beckham.

Im „Café Fleurus“ treffen wir Alicia Drake nicht der Mode und nicht ihrer Prominenz wegen. Sondern weil das Café mitten in jenem Pariser Bezirk liegt, in dem ihr erster Roman spielt. Nein, mehr als nur spielt. „I Love You Too Much“ ist ein Roman über diesen Stadtteil, ein Roman dieses sechsten Arrondissements in Saint-Germain am linken Seine-Ufer. Er handelt davon, wie es ist, in diesem Viertel zu leben. Wenn man so will: von der Mentalität dieses Quartiers.

Das „Café Fleurus“ ist Teil seiner Geschichte. Einst, von Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an, war es die Stammkneipe von Künstlern wie Camille Corot, Auguste Toulmouche und Jules Breton. Der Journalist Henri Murger, der das Buch „La Bohème“ schrieb, aus dem bei Puccini eine Oper wurde, verkehrte hier, und es gingen die Redakteure der berühmten „Revue des Deux Mondes“ im „Fleurus“ ein und aus. Heute, eine Bohème gibt es schon lange nicht mehr, ist es ein Tabak-Café voller Spiegel, von denen noch die Rede sein wird.

Alicia Drake ist aus Oxford angegeistert. Bis vor kurzem hat sie in Paris gelebt, als Modejournalistin. Im sechsten Arron-

dissement aber erst ganz am Schluss. Man wohne sich, sagt sie, sofern es das Einkommen zulasse, als Neankömmling in Paris langsam an die beliebtesten Viertel heran. 11 – 9 – 2 – 1 – 6: Das war, sagt Drake, die Sequenz der Stadtviertel, in denen sie, ihr Mann, ein Anwalt, und ihre schließlich fünf Kinder in Paris während der letzten 18 Jahre lebten.

Jeder Pariser kann eine solche Ziffernfolge entschlüsseln. 11: République, einst nordafrikanisch, inzwischen aber „Bobo“, *bourgeois bohémien*. 9: Der Theaterbezirk, hier wohnen Leute, die zwischen Moulin Rouge und Bankenviertel noch nicht festgelegt sind. 2: nicht minder zentral, aber unbürgerlich, in der Nähe von Handwerk und Prostitution. 1: noch zentraler, aber eigentlich lebt dort, beim Louvre und an der Place de la Concorde, niemand. 6: oben angekommen.

Man kann diese Abfolge als ökonomischen Aufstieg oder als kulturelle Verspießerung deuten, als normal oder ungewöhnlich, und nicht zuletzt als Hinweis darauf, dass die Familie Kinder bekommen hat und gute Schulen suchte. Denn es zählt in dieser Stadt viel und viel mehr als in anderen Metropolen, wo man wohnt. Es sagt angeblich etwas aus, weshalb manche Leute, wie man in Frankreich sagt, ihre Großmutter an den Zirkus verkaufen machen, mit einer Frau zusammen bist, die in einer Kunststiftung arbeitet, oder einer Bankerin, und auf welche Hochschule du vorhast, die Kinder zu schicken.

„Eigentlich kann man überhaupt nur im Sechsten leben“ – die einfache Frage, woher das Gegenüber kommt, bringt bei Abendeinladungen solche Sätze hervor.

Eine kleine große Welt der Eitelkeiten: Alicia Drake, auf dem Bild links in der Rue Vavin zu sehen, blickt im sechsten Arrondissement hinter die Spiegel, unter anderem an der Rue d'Assas (unten). Erlösung vom schönen Schein gibt es allenfalls in der Chapelle Notre-Dame de la Médaille Miraculeuse (rechts).



„Sie wohnen im Siebten?“ Eigentlich „pas mal“, nicht schlecht, der Eiffelturm steht dort und das Musée du Quai Branly, man trifft Édouard Balladur im „Le Suffren“, das Siebte ist ein grünes Viertel und alles ist voller *Hôtels particuliers*, kleiner Stadtpaläste. Aber die Tischdame stößt nur kurz Luft aus: „Na, wenn Sie meinen.“ Will sagen: Überall sonst ist es kein wirkliches Leben. Überall sonst, außerhalb von Paris. Überall sonst, außerhalb von Saint-Germain. Überall sonst, außerhalb des Sechsten. Einmal, so Drake, sei sie mit ihrer Familie in einen Vorort gezogen. „Dann seid ihr tot“, hätten ihnen die Freunde gesagt. „Niemand wird euch dort je besuchen.“

Entsprechend sind die Pariser Arrondissements Bündel von Symbolen. Es ist genauso wie in Pierre Bourdieus Buch „Die feinen Unterschiede“, das der große Soziologe rührenderweise für eine allgemeine Theorie der sozialen Einordnungen hielt. In Wahrheit aber war es eine Beschreibung der Pariser Stammesgesellschaft, ihrer Ornamente und ihrer Territorien. Sage mir, in welchem Arrondissement du wohnst, und ich sage dir, ob du am liebsten Sauternes zu Gänsestopfleber oder einen Rosé aus der Provence zu einer Pissaladière aus Nizza trinkst, ob du in der Normandie oder in Cap Ferret Urlaub machst, mit einer Frau zusammen bist, die in einer Kunststiftung arbeitet, oder einer Bankerin, und auf welche Hochschule du vorhast, die Kinder zu schicken.

Das ist die Sache mit den Spiegeln. Denn wenn eine Stadt so ist, dann ist sie

ein Spiegel und eine Bühne zugleich. Alle zeigen sich und was sie zu sein glauben. „Sein ist Wahrgenommenwerden“, den Satz des irischen Bischofs George Berkeley aus dem achtzehnten Jahrhundert hat Jean-Paul Sartre einst als Kernsatz einer „Philosophie der Frau“ bezeichnet. Alicia Drake lacht. Er hätte genauso gut sagen können, der Satz enthalte die Philosophie von Paris. Nirgendwo sonst achte man so auf sich und auf die eigene Erscheinung, weil man nirgendwo anders so sehr den ästhetischen Tod fürchten müsse.

Nun also sind wir im Sechsten, dem „goldenen Arrondissement“, dem Viertel des liberalen Chics, der *gauche caviar*. In Deutschland würde man vom Arbeitskreis golfspielender Sozialdemokraten sprechen, der hier wohnt, in Hamburg soll es solche Leute geben. In Paris hingegen spielt die Kaviarlinke kein Golf, das wäre ihr viel zu neureich. Außerdem: Wer sähe einen denn auf dem Golfplatz? Lieber Tennis im Jardin. Die Pariser Elite ist viel härter als die deutsche, viel energischer, viel stillbewusster. Die Schönheit, so Drake, ist in Paris nichts Nettos, sie ist eine Macht und also grausam. Und warum kann sie das in Paris sein? Drake meint: Weil es viel kleiner als London oder New York ist und weil sich alles, was wichtig ist in dieser Metropole, auf einem extrem überschaubaren Raum abspielt, in einem Bühnenraum eben.

Alicia Drakes Roman erzählt die Geschichte eines dreizehnjährigen Jungen, der inmitten dieser Spiegelwelt aufwächst. Mit Conciergen in den verspiegelten Eingangsbereichen der teuren Mietpaläste,

mit philippinischen Nannys, Babysittern aus Estland und mit Parks, die schließen, wenn es schneit. Niemand läuft dort über den Rasen. „Es gibt keine schmutzigen Schuhe, wo ich lebe. Wo auch sollte man sie sich schmutzig machen?“ Die Kindheit ist dort nicht behütet, sie ist umzäunt.

Wir gehen mit Alicia Drake vom „Fleurus“ hinüber in den Jardin du Luxembourg, den vielleicht ordentlichsten öffentlichen Park des Universums. Er ist das Urbild aller Parks in den französischen Kinderbüchern, die auch die ordentlichsten des Universums sind. An den Wochenenden führen die Schönen der Rive Gauche dort ihre Kinder aus. Genaue: Sie stehen in langen Schlangen vor den eingezäunten Schaukeln, den eingezäunten Klettergerüsten, vor dem Modellboorverleih oder der Ponyvermietung. Wenn die Kinder in den Käfigen und hinter den Zäunen spielen, kommen die Eltern wieder zum Telefonieren. Wer es sieht, meint zu spüren, dass hier nichts um des Vergnügens der Kinder oder gar der Familie willen geschieht, sondern weil man das sonntags im Sechsten eben so tut.

Pauls Eltern sind geschieden, wohlhabend, narzisstisch. Der Vater, der irgendetwas mit Aktien macht, modelliert ansonsten seinen Körper und ernährt sich vorwiegend von Quinoa, die wunderschöne Mutter scheint sich zumeist vom Nichtstun auszuruhen. In Wahrheit aber kämpfte sie, die erfolgreich irgendeine Agentur leitet, wie ihr Ex-Mann gegen das Altern: mittels jüngerer Liebhaber, Botox, Thalassotherapien, Diätprogrammen und Triathlon-



Trainings, ohne dass man dazwischen wirklich unterscheiden könnte. Der Imperativ lautet: Besser du bist schön und bleibst es auch, wenigstens im Vergleich. Es dreht sich alles um das ästhetische Überleben. „Ich frage mich“, sagt Paul, „ob Mama überhaupt existiert, wenn niemand da ist, um sie anzuschauen.“ Alicia Drake hat das weder von Berkeley noch von Sartre, sie hat es im Sechsten erlebt.

Sie spricht von der Härte dieses Lebens. „Paris kümmert sich nicht darum, wenn du innerlich stirbst.“ Wenn hier nach 40 Jahren eine Ehe zu Ende geht, tröste niemand die Zurückbleibenden. „Get over it“, komm drüber hinweg, sei alles, was man den Einsamen sage. Nicht gewollt zu werden, heißt es im Roman, sei das, was am meisten verletze. In einer Welt, in der alle Erwachsenen damit beschäftigt sind, sich zu verbessern, brauchen sie beispielsweise Kinder. Vor allem deshalb, weil Kinder ein Leistungsnachweis sind. Man hat Nachwuchs, weil man ihn zu haben hat. Von der französischen Frau in Paris wird alles erwartet: Erscheinung, Berufstätigkeit, erotischer Erfolg, zwei bis vier Kinder. Der, wenn man so will, emanzipatorische Druck ist erheblich. Alicia Drake notiert, dass die unsentimentale Art, in der französische Mütter und Väter oft mit ihren Kindern umgehen, hier ihren Grund habe: „In welchem europäischen Land kann man heute noch eine Mutter der oberen Mittelschicht auf der Straße zu ihrer Tochter sagen hören: „Wenn du das noch einmal machst, holst du dir eine Ohrfeige?“ Auch die Kinder werden früh diszipliniert, weil Disziplin auf der Spur der Leistungsgesellschaft alles ist.

Im Roman ist es der Dreizehnjährige, der sich in all dieser Selbstdisziplin nach Weichheit sehnt, nach Sentimentalität in der Beziehung zu den Eltern, nach freiem Spiel. Er liebt seine Mutter, aber sie schaut ihn kaum an. Über seinen Vater muss er das Schockierendste erfahren. Seine Großeltern? Menschen vom selben Schlag. Pauls hilfloser Widerstand äußert sich in der ständigen Zufuhr von Süßigkeiten und Pringles, in schlechten Schulnoten und überhaupt im Unwillen, anders als seine Eltern, irgendetwas zu optimieren. Es ist die Nanny, nicht die Mutter und nicht der Vater, die das Gewährenlassen, die Geduld und die Wärme verkörpert. Während ansonsten alle nur in den Spiegel schauen, beobachtet er die Erwachsenen dabei. Die Tragödie dieser Jugend ist es, von den hyperaktiven Älteren in die Rolle des Voyeurs und Kommentators ihrer Egoismen gedrängt zu werden.

Alicia Drake, die sich mit ihren Kindern und ihrem Mann inzwischen aufs englische Land zurückgezogen hat, schreibt einen Roman des Befremdens über diese Welt. Ihre Beobachtungen sind erhellend, man kommt nicht aus dem Nachdenken über eine Kindheit heraus, für die Wohlstand nur eine Hypothek ist. Ein Vorbild dafür war, wie Drake im Gespräch sagt, „Bonjour tristesse“ von Françoise Sagan. Auch in diesem Roman, dem Sensationsbestseller einer damals, 1954, Achtzehnjährigen, ging es um eine Jugend, die sich, umhüllt von Wohlstand, emotional vereinsamt fühlte. Was sich geändert hat, sind die Umstände des Wohlstands. Sagens Roman spielt vor allem an der Côte d'Azur, in Drakes Welt, gut fünfzig Jahre später, gibt es gar keinen Unterschied mehr zwischen den Ferien und Arbeit: Auch die Ferien dienen den Bewohnern des Sechsten nur der Arbeit am eigenen Körper. Paul, der traurige Held, findet für wenige Wochen



# STADT, SPIEGEL, BÜHNE

all seine Hoffnungen in einem Mädchen, Scarlett. Es geht auf seine Schule, ist wild, rücksichtslos, abenteuerlustig. Ihr ist egal, was das höchste Arrondissement seinen Bewohnern vorschreibt. Der Wunsch, für jemand anderen da zu sein und nicht nur für sich selbst, hat in ihr ein scheinbar aussichtsreiches Ziel. Scheinbar, mehr wollen wir hier nicht sagen. Alicia Drake gibt zu, einen alles in allem sehr hoffnungslosen Roman geschrieben zu haben. Im System der Pariser sozialen Bühnen jedenfalls gibt es hier keinen Ausweg. Alles ist Anstrengung.

Wir sprechen mit Drake über das Buch von Wednesday Martin, „Die Primaten von der Park Avenue“, in dem aus der Sicht einer New Yorker Mutter aus der Oberschicht und in Form einer Ethnographie geschildert wird, was es dort, in der High Chic Society, an Lebensenergie kostet, eine glamouröse Frau zu sein und mithalten zu können. Drake sieht ihren Roman als eine ähnliche Fallstudie. Im Grunde fehlt, damit das schicke Familien-unglück komplett kartographiert ist, jetzt nur noch ein Buch über die Väter in diesem Rattenrennen um Reichtum und Selbstdarstellung.

Im Roman wird zumindest von einem Ort im sechsten Arrondissement erzählt, an dem dieses Rennen aufhört. Es gibt einen spiegellosen Platz, der das Gegenbild zu all den Eitelkeiten ist. Wir suchen ihn mit Alicia Drake auf, man kann ihn leicht übersehen. Es ist die Chapelle Notre-Dame de la Médaille Miraculeuse, um die Ecke des Bon Marché in der Rue de Babylone. Bon Marché, das ist ein schon im neunzehnten Jahrhundert etabliertes elegantes Kaufhaus, in dem man Turnschuhe für 700 Euro bekommt und, wenn man möchte, auch einen Sessel nur aus Schnüren für 5000 Euro. Es war das Vorbild für Émile Zolas Roman „Das Paradies der Damen“.

Um die Ecke dann eine andere Zone, nicht mit Luxus für wenige, sondern mit Demut für alle. „Ich dachte, du hasst den Katholizismus und all das Zeug“, sagt Paul im Roman zu Scarlett, die ihn dorthin mitnimmt. „Das ist nichts Katholisches. Gut, es ist katholisch, aber anders. Es ist soft katholisch.“ – „Wie Softporno“, scherzt Paul, aber sie lacht nicht.

Wer in die Kapelle der wunderbaren Medaillen-Herrin eintreten will, muss zunächst durch einen Gang voller Gedenktafeln und Fürbitten hindurch. 1830 soll hier der Nonne und späteren Heiligen Catherine Labouré die Jungfrau Maria erschienen sein und von ihr verlangt haben, eine wundertätige Medaille zu prägen. Seitdem ist die Kapelle ein Ort des Gebetes um Wunder. Wer wäre keines bedürftig? Auch an einem Wochentag um zwölf ist hier die Kirche voll, und zwar voll der unterschiedlichsten Gläubigen, junge und alte, Touristen und Einheimische, schwarze und weiße, elegante und unscheinbare. Und sie schauen nicht nur, sie beten und warten auf Zuspruch.

In ihrer jugendlichen Ratlosigkeit kommen die Romanhelden hierher. Weil nur ein Wunder oder eine Revolte die Spiegelflächen des Sechsten und der Erwachsenen-



Alicia Drake, hier im Café Fleurus, hat einen klaren Blick auf die feinen Unterschiede in dieser Stadt. Zwischen den Bäumen im Jardin du Luxembourg sieht sie nicht nur die vagen Vergnügungen der Kinder und den Ehrgeiz der Eltern aus dem sechsten Bezirk, sondern auch die Angst vor dem ästhetischen und sozialen Tod.

welt, aber auch des Facebook-Mobbings und der früh gealterten Elitenschüler durchbrechen zu können scheinen. Als Jugendliche aus den Vororten in der Rue d'Assas gewalttätig gegen Sarkozy demonstrieren, sind die beiden Protagonisten elektrisiert. Sie gehen unmittelbar von der Kapelle zur Straßenschlacht. Alicia Drake spricht davon, dass Jugend heute ereignisarm ist, weil sie im engen Kontakt mit Ereignismedien stattfindet und alles, was passiert, immer woanders passiert ist, immer sogleich kommentiert wird, immer sofort vor einem Publikum stattfindet. In ihrem Roman habe sie den Moment festhalten wollen, in dem es schon Facebook, aber noch nicht Instagram gab, in dem noch geredet wurde und nicht nur noch gezeigt.

Alicia Drake hat einen klaren Blick für dieses Stadtleben, aus dem sie sich zurückgezogen hat. Ihr Roman, der noch nicht übersetzt ist, bietet aber keinen Schlüssel zu den Kindern von heute. Denn Kinder sind keine Schlösser, die sich öffnen lassen. Drake ist einfach nur auf die andere Seite der Spiegel gegangen, als Erwachsene hier der Jugend gegenübergetreten, gerade weil sie, die Erwachsenen, so verzweifelt um den Erhalt ihrer Jugendlichkeit bemüht sind. Was nehmen wir den Kindern, fragt sie, indem wir selbst nicht altern wollen?

Dass sie so fragen kann, geht vielleicht auf die Sache mit Lagerfeld zurück. Karl Lagerfeld nämlich war es, der Alicia Drake einst zu besonderer Prominenz verhalf. 2006 war ihr Buch „The Beautiful Fall“ herausgekommen, eine Geschichte der Pariser Modewelt in den siebziger Jahren. Die Journalistin, die vor allem für die britische „Vogue“ berichtete, nahm darin insbesondere die Rivalität zwischen Yves Saint Laurent und Lagerfeld in den Blick. Auf mehr als 400 Seiten ging sie den Selbststilisierungen und Nachtlebenslügen der Modeschöpfer als Künstler nach, porträtierte ihre Models, besuchte die Clubbesitzer von damals, ließ sich den ganzen

Klatsch jener Jahre aus der Erinnerung noch einmal erzählen.

Nicht jeder Schöpfer aber mag, wenn über ihn als Schöpfung seiner selbst berichtet wird und gezeigt, wie aus Gerüchten Glamour entsteht. Wenn sein wahres Alter preisgegeben wird. Wenn nachgewiesen wird, wie er sich eine Jugend erfunden hat. Oder wie er Geschäftssinn mit Einfühlungsvermögen und Markenbewusstsein verband. Mit einem Satz: Lagerfeld fand, es stehe zu viel in diesem Buch über ihn, was er so nicht stehen lassen wollte. Manche sagen, in der Pariser Buchhandlung Galignani nahe Chanel seien Exemplare von „The Beautiful Fall“ gleich stapelweise aufgekauft worden. Lagerfeld prozessierte gegen Drake – und verlor. Als Victoria Beckham, die Sängerin, das Model, die Schöpferin von David, dann im Magazin „Tatler“ die Welt noch wissen ließ, „The Beautiful Fall“ liege bei ihr auf dem Nachttisch, musste sich Alicia Drake um die eigene Bekanntheit keine Sorgen mehr machen. Auch wir sind letztlich durch jenen Prozess auf ihren Roman aufmerksam geworden.

In Paris sind wir aber einer Autorin begegnet, die inzwischen weit entfernt dieses Kosmos der Kosmetik, der Mode und des Selbstinszenierens lebt. Genauer: die jetzt weniger die Hervorbringung des ästhetischen Scheins studiert hat als seine Folgen, die sich lieber Gedanken über den Spiegel macht als in ihn zu schauen.

Einen solchen Roman über das Leben im sechsten Arrondissement konnte sie mit all seinen Details nur schreiben, weil sie dort einmal lebte. Aber sie konnte ihn auch nur schreiben, weil sie und ihre Familie einst beschlossen, nicht mehr dort leben zu wollen. Vielleicht kann man das und will man das mit fünf Kindern auch gar nicht. Es gibt nicht nur ein Sein diesseits des Wahrgenommenwerdens, sagt Drake, es kommt auch darauf an, von wem man wahrgenommen werden will. ◀

Anders ist, wenn  
Peter Rütten und  
Oliver Kalkofe  
offen ihre Liebe zeigen.  
Zu SchleFaZ –  
die schlechtesten  
Filme aller Zeiten.

# ANDERS IST BESSER TELES

Die schlechtesten  
Filme aller Zeiten  
Freitagabend  
Im August  
& September





Kleid mit langen Ärmeln und hohen Schlitzten von Jacquemus

# HITZE FREI

Das Sommerloch tut sich in diesem Jahr auch in der Mode auf.

*Fotos Phil Engelhardt  
Styling Almut Vogel*



Kleid mit Aussparungen und Bändern von Chalayan



Kleid aus Wolle mit Ledereinfassungen am Ausschnitt von Proenza Schouler, Stiefeletten von Chloé



Kleid aus Jerseystoff mit großen Cut-outs von Laura Newton



Bluse aus Jerseystoff und Hose aus Wolle von Céline



Kleid aus Jerseystoff mit Raffung an der Seite von Atlein



Minikleid von Missoni (Vintage), Hose von Laura Newton

# HITZE FREI

Fotograf: Phil Engelhardt  
Styling: Almut Vogel  
Models: Ally Ertel (The Hive) und  
Marta Gawron (Storm)  
Make-up: Vassilis Theotokis  
Haare: Franziska Presche  
Casting: Simone Schofer  
Fotografiert am 8. Juli 2018  
in London



Schlauchkleid von Laura Newton



Seidenbluse und Hose von Chloé

Flugzeuge sind wichtig für den zweitkleinsten Staat Afrikas – ohne sie käme kaum jemand auf die Insel in Äquatornähe. Direkt neben dem Flughafen hat man ein altes Flugzeug stillgelegt, die Sitzreihen herausgenommen und die gesamte Maschine zur Bar mit schummrigen Licht umgebaut.



Príncipe ist die kleinere Schwester der Hauptinsel São Tomé: noch grüner, noch wilder, noch mehr unberührte Natur. Zwei Drittel der Insel sind dichtbewachsenes Naturschutzgebiet mit weißen Stränden. Eine Szenerie, die an den Film „Jurassic Park“ erinnert. Nur die Dinosaurier fehlen.

# Grüße aus



Alles trifft sich bei Gudi. Der 38 Jahre alte Barkeeper kam vor acht Jahren mit 300 Euro auf die Insel und übernahm die älteste Bar der Hauptstadt. Er nannte sie „Pico Mocambo“ und machte daraus einen Treffpunkt für die kunstaffine Jugend. Mit Passionsfrucht-Rum mixt er einen großartigen „Gravaninha“-Drink.



Die Insel vor Afrika verführt nicht nur durch Schokolade.

*Von Maria Wiesner  
Fotos Florian Siebeck*



São Tomé gilt als Schokoladeninsel. Kakao war das Hauptexportgut, als Portugal hier noch Kolonialmacht war. Heute bieten viele Restaurants in dem Inselstaat Gerichte mit dunkler Schokolade an.



Der Pico Cão Grande ist nicht der höchste Berg der Insel, aber sicher der eindrucksvollste. Die Felsnadel entstand aus einer Vulkaneruption und soll schwer zu erklimmen sein. Man muss aber gar nicht hinaufklettern – den besten Blick hat man von der kurvigen Straße durch die Plantagenhaine im Süden.

In einigen Buchten tummeln sich morgens die Tümmler und Delfine. An die entlegenen Strände kommen mehrmals im Jahr Meeresschildkröten, um ihre Eier abzulegen. Dann graben die Weibchen im Sand tiefe Löcher, um den Nachwuchs zu schützen. Auf geführten Touren kann man sie mit Infrarotlicht beobachten.



Als der Millionär Mark Shuttleworth als Weltraumtourist im All schwebte, erblickte er Príncipe und beschloss, auf dieser Paradiesinsel etwas zu errichten – so erzählt man sich hier. Wahr ist, dass der südafrikanische Unternehmer auf der Insel mehrere Spitzenhotels bauen ließ, wie diese Luxus-Zelte im Sundy Praia.



# LAST NIGHT A DJ STOLE MY LIFE

Sie sind die neuen Popstars. Aber ihr Job macht DJs einsam, der Tod von Avicii hat es gezeigt. Geht die Party trotzdem immer weiter? Eine Nacht mit Robin Schulz in Barcelona.

Von Johanna Dürrholz

Fotos Jana Mai



**A**n die Welt der Schönen und Reichen kommt man ganz nah ran – und dann geht es nicht weiter. Ein Bauzaun trennt, was nicht zusammengehört. Und drinnen natürlich noch die Kontrolle der Sicherheitsmenschen in den neongelb leuchtenden Sicherheitswesten und das Mini-Gepäckband, das einsam seine Runden dreht. Wir stehen draußen und gucken durch die Lücken im Zaun auf den Flugplatz. Dann stehen wir drinnen und gucken an den vier Sicherheitsleuten vorbei, die maximal wenig zu tun haben. Näher dürfen wir nicht ran. Nicht mal Bilder

dürfen wir von dem Privatjet machen, mit dem Robin Schulz gleich ankommen wird.

Es gab zwei Bedingungen dafür, dass wir mit Robin Schulz auf Tour gehen dürfen. Erstens, er möchte sich nicht mehr zu Avicii äußern, dem DJ-Superstar, der sich im April das Leben genommen hat – Schulz hatte zuvor schon öffentlich gesagt, wie anstrengend und zermürbend das DJ-Business sei, und dass sein Beruf einsam mache. Zweitens, es würde kein Gespräch mit Robin Schulz allein geben, er sei zu schüchtern und möge solche Situationen nicht. Dafür dürfen wir ihn heute zum Barcelona Beach Festival begleiten.

Für einen einstündigen Auftritt nach Barcelona zu jetten, das ist nicht unüblich für einen DJ seines Ranges: Schulz landete in sechs Jahren mehrere international erfolgreiche Hits, sein bekanntester Song „Sugar“ wurde auf Spotify mehr als 600 Millionen Mal gestreamt. Er spielt auf riesigen Festivals, überall auf der Welt. In diesem Jahr ist er schon bei 80 Shows aufgetreten, dabei geht die Saison erst los, und der Musiker macht im Januar meist frei. Sein Instagram-Account sieht aus wie die Erfüllung aller DJ-Träume. Doch es ist Arbeit, eine riesige laute Maschine, die immer weiter laufen muss, und er ist ihr wichtigstes Rädchen.

Wir stehen draußen rum, Robin Schulz hat gleich drei Freunde mitgebracht, ist ja nur rein, raus heute, 45 Minuten Flug. Außerdem ist da sein Tourmanager und eine Managerin vom Label, die nur dabei ist, weil heute diese beiden Frauen mitgekommen sind, die Schreiberin und die Fotografin, und Schulz ungern Interviews gibt und sowieso immer Angst vor Journalistenfragen und seinem losen Mundwerk hat. Alle sind ein bisschen verhalten, wir stellen uns vor, Schulz reagiert abwartend abwehrend. Er nimmt die Sonnenbrille kein einziges Mal ab, blödeln mit seinen Freunden herum. Es ist ein bisschen wie ein Gruppen-Blinddate, auf

dem keiner so richtig weiß, was man sagen oder tun soll, und die Mädels erst mal bei den Mädels bleiben und die Jungs bei den Jungs.

Robin Schulz schlenkert mit seinen langen Beinen und Armen herum, ist unruhig, und dann kommt dieses verdammte Auto nicht. Immer, wenn in der Ferne ein großer Wagen zu sehen ist, ruft Schulz: „Das ist für uns!“ Doch dann ist es der Wagen für einen anderen angejetteten DJ, und Schulz ist genervt. „Das gibt es doch nicht.“ Der Tourmanager guckt auf sein Handy, der Fahrer ist angeblich längst losgefahren. Also weiter Smalltalk. Schulz' Freunde wohnen alle auf Ibiza, und ihre Augen

Dreht auf: Robin Schulz spielt vor Tausenden auf dem Barcelona Beach Festival – und macht trotzdem noch Scherze.



# LAST NIGHT A DJ STOLE MY LIFE

leuchten, wenn sie davon erzählen, wie sie den DJ kennengelernt haben. Es ist natürlich auch cool, einen Star zu kennen.

Nach einer halben Stunde kommt unser Van, schmutzig silber, nicht schwarz wie die davor, „aber genau dasselbe Modell“, sagt der Tourmanager. Robin Schulz steigt in einen kleinen Wagen, der ist wenigstens schwarz, die anderen müssen im Van fahren. Na gut.

Dass er aus Ibiza geflogen kommt, ist kein Zufall. Dort residieren im Sommer viele DJs der Electronic Dance Music (EDM), denn in den warmen Monaten könnten sie dort fast jeden Abend einen Gig spielen. David Guetta ist da, natürlich, aber auch Armin van Buuren, Kygo und eben Robin Schulz. Avicii spielte hier 2016 seine letzte Show. Schulz mag Ibiza nicht, die Hitze bekommt ihm nicht, und er verbindet die Insel bloß mit Arbeit. „Aber im Sommer macht es einfach Sinn, dort zu sein.“ Dann reisen Tausende Touristen zum Feiern an, die für den Clubenritt 60 oder 70 Euro hinblättern, jeden Abend, und dafür die größten EDM-Stars live erleben. Zum Beispiel in der Clubreihe, die Disco-Gott Guetta persönlich veranstaltet: „F\*\*\* me, I'm famous!“

Auf dem Barcelona Beach Festival spielen heute elf DJs, die es ins Line-up geschafft haben wegen zwei, drei großer Hits, die sie nun in sämtlichen Variationen wiedergeben. Schulz spielt um 19 Uhr als siebter Act, das ist recht ordentlich, später dann Guetta und ganz zum Schluss, von 4.30 bis 6.00 Uhr, die Chainsmokers. Sie bringen internationales Flair auf ein Festival, auf dem die Spanier umherhüpfen wie wild gewordene Aufziehmännchen.

Die DJs mussten alle ihre Sets bearbeiten, die sie sonst im Sommer spielen – sie spielen sich nämlich alle gegenseitig. Wenn aber Oliver Heldens nach Robin Schulz auftritt und dessen Song spielt, nachdem der selbst ihn schon gespielt hat, passt das nicht. Das sehen die DJs ein. Sie nehmen alle Künstler aus den Sets, die hier auftreten. Was trotzdem passiert: Bei mindestens drei Sets läuft „Levels“ von Avicii.

„Levels“ ist einer der größten Dance-Hits der vergangenen zehn Jahre. Als Robin Schulz ihn später spielt, erscheint ein überlebensgroßes Bild Avicis auf der Leinwand hinterm Pult. Schulz ehrt einen der ganz Großen, der nicht

mehr groß sein wollte, sondern nur noch verschwinden, für immer.

DJs sind die neuen Superstars des Mainstreams, sie sind die Popstars. Ihr Privatleben ist weit weniger von Interesse als das Privatleben eines Teenie-Idols wie Justin Bieber. Sie müssen vor allem funktionieren. Sie sind der Hebel eines riesigen Getriebes, das man nach außen nicht sehen darf. Der DJ, der die Massen unterhält, muss gute Laune haben. Schulz hat auf Ibiza einen eigenen Fahrer, er hat seinen Tourmanager, er hat jede Menge Leute, die den lästigen Alltag bewältigen – und ihm jede Entscheidung abnehmen. Sie alle hängen von seiner Performance ab.

An diesem Abend wiederholen sich einige Songs, aber niemanden stört's. Es geht bei einer solchen Veranstaltung um Musik, die jeder kennt, wirklich jeder. Mainstream-Musik, der reine Kommerz. Es geht um Musik, die charakterlos ist, herzlich und wie es ein Techniker sagt, „auf die Presse“. Fast jeder Song läuft nach dem immergleichen Schema ab: Eine sanfte Stimme singt einen besonders eingängigen oder nervigen Chorus („Sugar, how you get so fly, sugar sugar, how you get so fly“), dann setzt ein Beat ein, mal sanfter, mal härter, und dann, ja, dann kommt das, was die Leute hier ausrasten lässt, immer wieder. Am besten beschreiben lässt sich der Mechanismus mit einer Mischung aus den penetranten Geräuschen, die die Raupe auf der Kirmes macht: ein Scooter-ähnlicher Anschlag, ein alarmartiges Aufwärtsgetöse, das immer schneller wird (dämdäm-dä-dämdäm, dä-dämdäm-dä-dämdäm, dä-dämdäm dä-dämdäm-dä-dämdäm-ääää-ääääm) und sich in einem Wummern entlädt, das die ersten 15 Reihen erzittern lässt, wie eine Welle, die sich ins Publikum ergießt, eine Beat-Erlösung, die alle in die Höhe reißt, auf und ab, auf und ab.

Wer erfolgreich ist, hat bis zu 200 solcher Auftritte im Jahr. Das ist Highlife, Jetset und so weiter. Das ist aber auch: ätzend. Robin Schulz sieht an diesem Abend den Flughafen von Barcelona, und zwar nur das schnarchige Gelände für Privatjets, es gibt hier nicht einmal Kaffee. Er sieht außerdem das Innere von mindestens drei verschiedenen Wagen, alle mit getönten Scheiben. Dann sieht er noch den scheußlichen Backstage-Bereich: eine leere

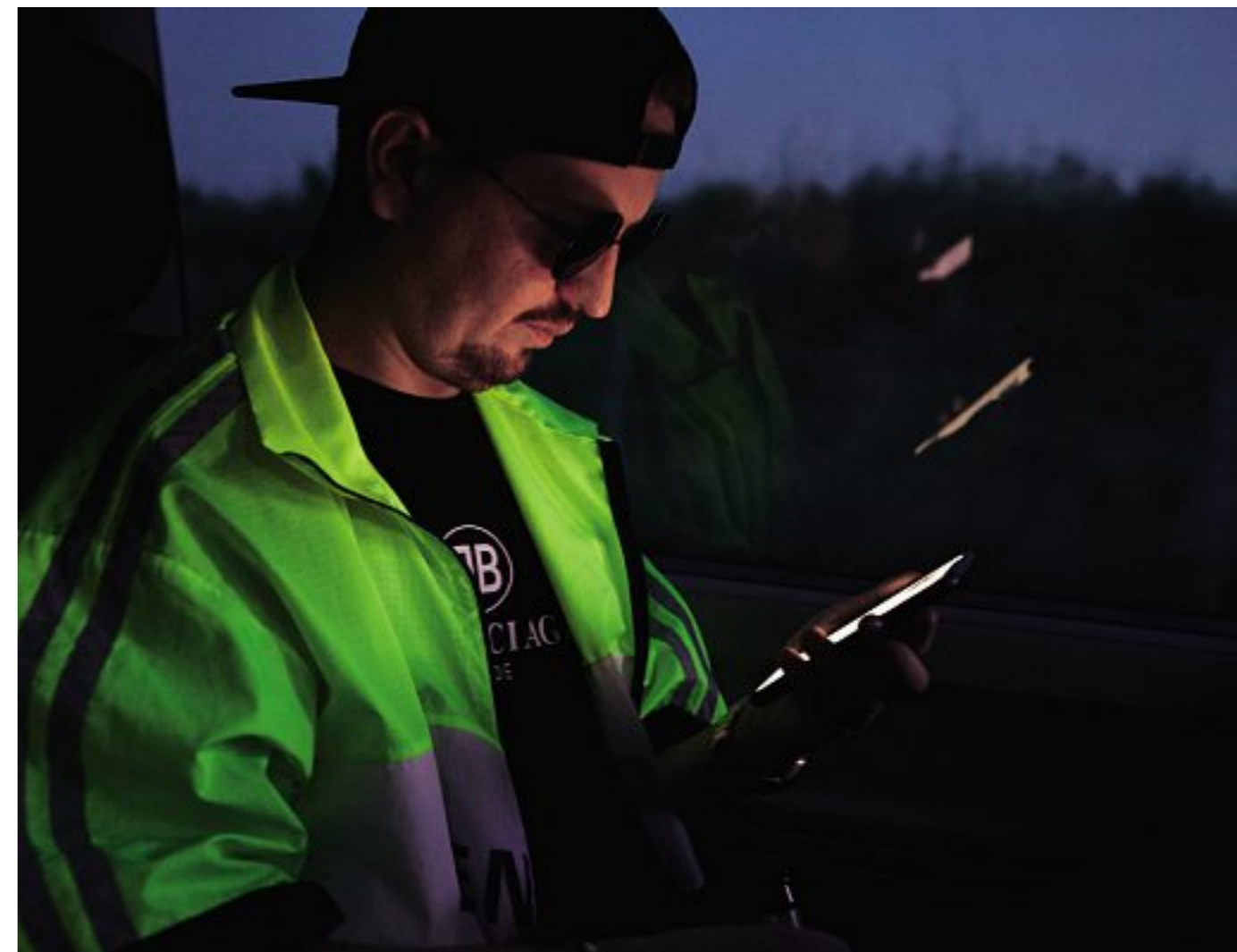
Kabine, draußen weiße Lederwürfel zum Sitzen, lauter riesige Ficus-Pflanzen, die dauernd umgeweht werden und dann auf die Leute fallen, die auf den Lederwürfeln sitzen. Er sieht rundherum Billigzäune, die mit weißen Planen abgehängt sind, und schließlich sieht er noch ein Stückchen vom unfassbar blauen Meer und dahinter den wunderschönen Himmel – der wird allerdings von seiner eigenen Pyrotechnik vernebelt, die während seiner Show mittel-schwere Explosionen verursacht.

Und außerdem muss er sich noch um die vielen schwitzenden Leiber da unten kümmern, die zu seiner Musik herumspringen, das ist dann wohl das Schönste, das er an diesem Abend erlebt. Bei anderen Auftritten sieht er vielleicht noch ein Hotelzimmer mit überbelegter Minibar. Hinterher geht es immer weiter, es muss ja weitergehen.

Manche gehen an diesem Leben zugrunde. Gerade einmal 28 Jahre alt war Avicii, als er sich das Leben nahm. Zwei Jahre zuvor hatte er das Ende seiner Bühnenkarriere bekanntgegeben. Die Gründe sieht man in der Dokumentation „Avicii – True Stories“: Auf Magenschmerzen folgen Blinddarmoperationen folgen Magenschmerzen folgt Medikamentenabhängigkeit folgen fürchterliche Angstzustände folgen Depressionen. Die Angstzustände kriegt er nicht in den Griff, und obwohl ihm niemand zuhören mag, alles weitergehen soll, schafft er es irgendwie, sich loszusagen, wohl zu spät.

„Natürlich ist das viele Rumreisen überhaupt nicht schön“, sagt Robin Schulz, als wir auf einem der weißen Lederwürfel sitzen und die Ficusse im Wind wehen. Aber er liebt die Gigs, wenn er auf die Bühne geht, die bleierne Nervosität von ihm abfällt und er sich leicht fühlt, denn all die Leute stehen da, um ihn zu sehen, seine Musik zu hören. „Die haben ja Bock auf mich.“ Und trotzdem: In einer Woche schläft ein DJ manchmal auf drei Kontinenten. Zudem sind solche Shows ja meist Partys, es wird getrunken, es werden Drogen konsumiert, es muss ja Spaß machen, es muss ja pushen. Das kann man nicht ewig machen.

Einer, der es schon seit Ewigkeiten macht, ist DJ Hell, der Urvater, Helmut Geier. Weil er, anders als Robin Schulz, mit der Bürgerlichkeit nicht im Reinen ist, nennt ihn jeder nur „Hell“,



obwohl er gebildetes Zeug von sich gibt und manierlich wirkt. Auf die Frage nach Gigs erklärt er haarklein, was er in den nächsten sieben Tagen macht: Am Montag ist er auf dem Filmfestival in München, er hat die Musik zu einem Film gemacht und spielt auf der After-Party. Am Dienstag auf Ibiza in einem Club. Am Mittwoch fliegt er zurück nach München und spielt auf einer Party. Am Donnerstag Berlin, dort präsentiert er sein neues Parfum, Techno, abends spielt er auf einer Hugo-Boss-Party. Am Freitag fährt er nach Bochum, dort wird ein Film gedreht, in dem er einen abgehalfterten Schlagersänger gibt.

So ein Terminplan ist Standard für Hell. „Ich spiele mehr als 100 Gigs im Jahr. Teilweise spiele ich zwei Shows an einem Tag.“ Hell ist 56 Jahre alt, sieht frisch aus und hat eine Booking-Agentur in England, eine in Frankreich und eine in Deutschland. Sie organisiert die Auftritte für ihn. Aber: Hell ist Nichtraucher, trinkt keinen Alkohol, nimmt keine Drogen, hat er nie gemacht. Er ist topfit. In der Berliner Technoszene war er damit früher ein Exot. Heute ist das unter DJs schon fast üblich. Felix Jaehn zum Beispiel trinkt bei Auftritten nie.

Robin Schulz schon. Nicht viel, aber einen Champagner gönnt er sich fast immer vor Auf-

tritten, zum Lockerwerden. Von Drogen hält er Abstand, obwohl es hier schließlich um Party geht, obwohl die Szene bekannt ist für ihren Dauerrauch. Er behält lieber alles unter Kontrolle. An diesem Abend wird nichts konsumiert, ziemlich sicher auch nicht in den zehn Minuten vor und nach dem Auftritt, die sich Robin Schulz allein in der Kabine nimmt, um sich zu sammeln.

Im gruseligen Backstagebereich fällt ein Ficus auf uns herab, es gibt Champagner auf Eis, Energy-Drinks, Wasser. Robin Schulz kippt sich Orangensaft in seinen Champagner. Man kann ihm nun doch etwas näher kommen, jedenfalls so weit, dass er gleich wieder den Abstand markiert.

„Warum fragst du mich nicht mal, was ich sonst so mache? Wenn ich nicht Musik mache?“ – „Was machst du denn?“ – „Nee, jetzt will ich nicht mehr erzählen.“ – „Komm' schon!“ – „Neeeee.“ Pause. „Wusstest du schon, dass Robin mega gern grillt?“, fragt sein Kumpel. Okay, das war noch nicht bekannt.

Einer der häufigsten Sätze, die Schulz an diesem Abend sagt: „Das kannst du aber nicht aufschreiben.“ Dafür entschuldigt er sich später, als wir im Dunkeln zum Flughafen fahren und uns irgendwie nachdenklich nah sind nach die-

sem übervollen Tag. „Darum gebe ich keine Interviews. Weil ich immer zu offen bin.“

Robin Schulz will nicht immer alles preisgeben, fühlt sich aber auch ein bisschen verpflichtet. „Ich spreche kurz mit den Jungs die Setlist durch“, sagt er, oder: „Ich geh' kurz pinkeln.“ Er meldet sich jedes Mal ab. Schulz ist schüchtern, aber er lässt sich auch gern bitten. Dann quatscht er gern. Und er mag die Aufmerksamkeit. Ausnutzen würde er sie nie. Er ist zu allen nett, er blödel gern herum. Seine Crew sind seine Freunde, aber was Robin sagt, wird irgendwie auch gemacht. Außer natürlich, die Booking-Agentur sagt was anderes. Dann wird das gemacht.

Im Tourleben hat Robin Schulz wenig Freiheit. Er weiß vorher nicht, in welchem Hotel er schlafen wird, auf welcher Bühne er spielt, mit welchem Piloten er fliegt. Er weiß manchmal nicht mal, was er essen wird. „Wir haben Pizza bestellt“, wird er nach dem Auftritt sagen, aber der Tourmanager hat bei McDonald's bestellt, auch okay. Sechs Big Mac, sechs Cheeseburger, sechs Mal Chicken Nuggets – sie machen das oft. Aber diesmal werden sie es nicht schaffen zu essen, mehr als ein Feierabendbier wird es nicht geben nach dem Auftritt, und auch das wird Schulz erst im Van auf der Rückfahrt

Linke Seite: Vor dem Auftritt zieht sich Robin Schulz für zehn Minuten zurück. Bitte nicht stören!

Links, von oben: Robin Schulz blendet Avicii ein, macht Selfies mit Oliver Heldens, und auch Disco-Gott David Guetta ist vorbeigekommen.

Oben: Auf der Rückfahrt zum Flughafen ist Robin Schulz der Privat-DJ für seine Freunde – und spielt seine Tracks über die Anlage im Auto.

SONNENBRILLE AUF

# Der Sommer ist da

In ganz Europa, dem Nahen Osten und Afrika

Sparen Sie bis zu

## 25 %

Buchen Sie jetzt  
auf [Hilton.com/de](https://www.hilton.com/de)

\*Begrenzte Verfügbarkeit zum beworbenen Tarif. Angebot gilt vorbehaltlich Verfügbarkeit bei den teilnehmenden Hotels des Markenportfolios von Hilton in Europa, dem Nahen Osten und Afrika. Aufenthalt muss zwischen dem 5. Juni 2018 und dem 3. September 2018 gebucht werden. Das Angebot gilt für Aufenthalte an einem Wochenende im Zeitraum vom 8. Juni 2018 bis zum 7. Oktober 2018, außer wenn anders angegeben. Die Definition von Wochenenden kann je nach Destination variieren. Zum Zeitpunkt der Buchung ist die Vorauszahlung des Gesamtbetrags erforderlich. Zahlungen sind nicht erstattungsfähig für den Vertrag zwischen Ihnen und Hilton deutsches Recht, so erfolgt bei Stornierung jedoch eine Erstattung in Höhe von 10 % der geleisteten Zahlungen, Ihnen steht in diesem Fall der Nachweis frei, dass Hilton kein oder ein wesentlich niedrigerer Schaden entstanden ist. Der Preisnachlass beträgt bis zu 15 % auf den besten verfügbaren Preis (BVP) und den besten verfügbaren Preis für Übernachtung und Frühstück und kann je nach Hotel variieren, dies gilt nicht für Hampton by Hilton™ Hotels, bei denen der Preisnachlass bis zu 10 % beträgt. Hilton Honors Mitglieder erhalten im Sommer Sale zusätzlich 10 % Preisnachlass auf den besten verfügbaren Preis (BVP) und den besten verfügbaren Preis für Übernachtung und Frühstück, außer es handelt sich um Hampton by Hilton™ Hotels, bei denen der zusätzliche Preisnachlass 5 % beträgt. In einigen der teilnehmenden Hotels kann das Angebot auch für die Ankunft an einem Wochentag zur Verfügung stehen, der Hilton Honors Preisnachlass wird jedoch an einigen Destinationen auf 5 % gesenkt (Europa, Südafrika, Türkei, Tansania und Algerien). Auf unserer Webseite finden Sie weitere Informationen und die vollständigen Geschäftsbedingungen unseres Angebots, reise.hiltonhotels.de/summer-sale. Der garantierte Preisnachlass oder das günstigste Preisangebot gilt ausschließlich für Hilton Honors Mitglieder. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen. \*Standard WLAN ist kostenföhr. Premium WLAN (sofern zutreffend) gegen Gebühr. Nicht kostenföhr in Hotels mit Resortgebühren.

# LAST NIGHT A DJ STOLE MY LIFE

trinken. Macht nichts, können sie auf Ibiza also doch Pizza bestellen.

Fühlt er sich manchmal klein, wenn andere alles entscheiden? Essen, schlafen, alles, was ein Leben ausmacht, alles, was Alltag bedeutet – von außen bestimmt, von Fremden entschieden. Fühlt er sich unmündig? „Nö.“ Der Tourmanager weiß schon, was er tut. „Ich vertraue ihm zu 100 Prozent. Er hält mir alles frei, sodass ich mich auf die Musik konzentrieren kann.“ Das hatte auch Avicii's Manager gesagt, als er in der Doku nach den strikten Zeitplänen gefragt wurde. Er halte dem DJ den Rücken frei. Was früher Sekretärin und Frau gemacht haben, das erledigt heute eben der Manager.

Privat fliegt Schulz nicht mehr gern. Am liebsten bleibt er in Osnabrück, da ist es wenigstens kühl. Er nimmt meist außer seiner Freundin niemanden mit, sie sind seit sieben Jahren zusammen, waren also auch schon ein Paar, als Robin noch ein Niemand war. Jetzt ist er doch nachdenklich geworden, er denkt an alte Freunde. Zu einem der engsten ist der Kontakt abgebrochen. Schulz hat Angst davor, wie es wird, ihn wiederzutreffen, aber er freut sich auch. Manche machen ihm Vorwürfe. „Es ist ja nicht so, dass ich keine Lust habe, meine Freunde zu treffen“, sagt er. Er regt sich jetzt ziemlich auf. „Ich mache das hier alles nicht für mich. Ich mache das für meine Familie, meine Freundin. Ich mache das für meine Mama.“

Doch eine Frage bleibt. Man kann sie an den Gesichtern der Manager ablesen, seit Avicii's Tod hat sie sich womöglich jeder DJ gestellt: Wie lange hält ein Mensch das durch? Schulz nimmt sich Auszeiten, meist im Januar, aber auch mitten in der Saison. Dann verlässt er das Haus so gut wie gar nicht, ist viel allein, sammelt sich. Er braucht die Einsamkeit, um mit dem lauten Business klarzukommen.

Und dann ist er dran. „Wie? Noch zehn Minuten? Jetzt bin ich nervös.“ Er steht auf, schüttelt sich die Nachdenklichkeit aus den Gliedern, nimmt den Champagner mit O-Saft mit und los. Auf der Bühne ist es tatsächlich und wahrhaftig: geil. Es ist unfassbar laut, unfassbar dreckig, die Musik, die Leute unten, die mit einem Schlauch nassgespritzt werden. Aus kleinen Kanonen werden abwechselnd heiße Flammen und nebliger Rauch gepustet, alles nur Effekte, aber phantastisch, bombastisch, einfach spektakulär. Und laut.

Das ist hier kein Konzert. Es ist Hau-drauf-Musik, prallgeselliges Publikum, es ist laut und eingängig und wahnsinnig ordinär. Aber wenn man da oben steht, und all die Leute schauen hoch und springen auf und ab und strecken ihre Hände empor und haben Spaß, ja, so sim-

pel ist es, wenn sie einfach die sogenannte Zeit ihres Lebens haben, dann ist das ganz und gar großartig. Robin Schulz tanzt und tanzt, zieht sich die Schuhe aus, tanzt, jetzt ganz in Schwarz, spielt mit der Kamera, wirft seinen Kopfhörer hoch, fängt ihn auf, dreht an den Knöpfchen, hüpft auf Socken herum, trinkt Champagner mit O-Saft und ist glücklich.

Als er seine Schuhe auf der Bühne auszieht, lächeln die Manager sich an: Der Künstler hat eben seine eigenen Launen! Das ist eine Dynamik, die ziemlich nervt. Schulz ist eigentlich ein stinknormaler Typ, ein bisschen hibbelig vielleicht, für 31 vielleicht auch nicht immer ganz reif, aber alles in allem ist er so wie die Stadt, aus der er kommt, Osnabrück: unspektakulär. Natürlich hat er ein besonderes Gespür für Musik und macht entspannte Stücke. Aber er ist kein abgedrehter Künstler, eher ein Klassenclown – er will auch seine Freunde unterhalten. Doch egal, was er macht, Manager und Freunde schauen sich an, als wollten sie sagen: Ach, Robin! Du verrückter Typ! Genauso wie seine Freunde ihn manchmal anheimmeln, es einfach nur geil finden, hier mit ihm sein zu dürfen, Teil der Stargroup zu sein. Dabei wäre es vermutlich sogar schöner, als Gast zu diesem lieblosen Event zu fahren und sich ordentlich die Kante zu geben, als im unendlich langweiligen Backstage rumzusitzen.

Freunde finden, herausfinden, wer die richtigen Freunde sind und sie trotz Terminstress auch behalten – für Solo-Künstler ist das schwierig. Auch Felix Jaehn verbringt in seinem Haus in Mecklenburg-Vorpommern viel Zeit mit Freunden aus der Schule, wie und wo soll er auch neue finden? Das Leben auf Tour macht einsam. Felix Jaehn nahm sich im November 2017 nach vier Jahren ununterbrochenem Touren eine Auszeit: sechs Monate keine Termine, dann ging es wieder.

Doch viele Künstler sind empfindsam. Bei all den Partys und den Partyhits geht unter: DJs sind Musiker, viele sind richtig gute Musiker, Künstler eben. Wenn Avicii in „True Stories“ im Studio arbeitete, brach die Kreativität zuweilen nur so aus ihm heraus. Er schuf zeitlose Mainstream-Hits, suchte sich immer wieder unvorhersehbare Kombinationen, mixte Stücke, die vorher nicht zusammenpassten. Auch dafür braucht es einen schöpferischen Geist, Avicii war ein Ausnahmefall.

Seine Familie veröffentlichte nach seinem Tod einen Brief, in dem sie ihn als zerbrechlichen Künstler beschrieb, als sensiblen Menschen, der „nicht für die Business-Maschinerie geschaffen war, in der er sich wiederfand“. In einer Zeit, da Plattenverkäufe wenig bis gar kein

Geld, Auftritte aber umso mehr einbringen, da viele Jobs und vor allem viel Geld von der geistigen und körperlichen Verfassung dieses einen DJs abhängen, muss man sich abhärten – oder rechtzeitig den Absprung schaffen.

Wie lange Robin Schulz das noch machen will? „So lange, wie es geht.“

Auf der Rückfahrt hat er sein iPhone schon mit der Bluetooth-Anlage gekoppelt. Im Dunkeln Auto fahren und Musik durch die Anlage ballern, das geht gut, vor allem bei elektronischer Musik, weil sie sich mit der Nacht verbindet. Man denkt an Großstädte, in denen man noch nie war, an Abende, die lange vergangen sind, und an das Unbekannte, was noch kommen mag. „Nicht leiser machen“, ruft Robin Schulz nach vorne. „Ich steuer das schon.“

Die Nacht und der Techno lullen uns ein in ihr Zauberspiel aus Dunkel und Tanz und Sehnsucht nach mehr. Der Elektro ist zum größten Teil sanft, viel sanfter als alles, was Robin vorher so gespielt hat. Er zeigt uns Songs von ZHU, mit dem will er unbedingt zusammenarbeiten, aber ZHU ist ein Phänomen, niemand weiß, wie er aussieht, man glaubt, dass er Asiate ist, aber viel mehr weiß man nicht, und viel mehr muss man vielleicht auch nicht wissen, außer Robin, der muss natürlich mehr wissen, denn er liebt ZHU. Dieser Banksy des Mainstream-Elektro und sein seltsames Geheimnis ziehen ihn an. Er selbst setzt ja seine Sonnenbrille ungerne ab und hat das geschafft, was vor ihm wohl nur Udo Lindenberg geschafft hat: dass man ihn nur mit Mütze und Sonnenbrille erkennt. Nimmt er die Sonnenbrille dann doch mal ab, dann sieht man zartrosa Schatten unter den Augen.

Wir sind jetzt irgendwie drin, in dieser Welt, und so ganz viel anders ist es nicht als in der wirklichen Wirklichkeit, nur dass Schulz hier bessere Musik spielt. Er wird gleich wieder in den Privatjet steigen und zurückfliegen. Dann wird er Pizza bestellen, er wird nachdenken über das, was er heute so erzählt hat, und dann wird er schlafen, viel früher als wir. Die nächste Woche wird voll, da spielt er nicht nur auf Ibiza, da muss er auch zum Tomorrowland-Festival in Belgien und schon wieder Tausende Menschen hüpfen lassen.

Aber jetzt, in diesem Moment, ist er nur für die paar Menschen DJ, die hier mit ihm im Auto sitzen und hinaus schauen. Sein Gesicht wird erleuchtet von seinem Handy, da hatte er doch noch den einen Track, wo ist er nur, den wollte er unbedingt zeigen. Die Lichter der Stadt rauschen vorbei, Barcelona schläft noch lange nicht, er findet den Track, spielt ihn, und bald ist er weg.



Komm in meine Baumwoll-Hütte: Das Nordisk Asgard 7.1 ist nicht zum Rumtragen gemacht – bietet dafür aber viel Camping-Romantik.

## LASS UNS GLAMPEN

Einmal Zelten mit allem: Glamping verbindet Naturerleben und Komfortanspruch. Wir sind dafür ins Nordisk Asgard 7.1 gezogen. Von Lukas Weber

U rlauber sind oft Extremisten. Die einen sind nur glücklich, wenn sie sich im Hotel mit Blick auf den Strand verwöhnen lassen und am Buffet rund essen können. Andere empfinden es als Erlebnis, frierend unter einer Plane zu kauern, die sie an den einsamen Ort ihrer Erholung geschleift haben. Da muss es doch etwas dazwischen geben.

Das gibt es und zwar in allen Schattierungen. Seit Jahren stehen wir auf Campingplätzen etwas ratlos vor Wohnwagen, die scheinbar festgewachsen und mit Gartenzweigen im Rosenbeet hinter dem Zäunchen bestückt sind. In die andere Richtung geht ein Trend, den die Freizeitindustrie als neu preist, weil sie ja stets etwas Neues zu preisen haben muss: Er nennt sich Glamping, ein Kunstwort aus *glamorous* und *camping*, und hat die Eigenschaft, dass jeder etwas Anderes darunter versteht. Jedenfalls sollen dabei die Vorteile des Campings draußen in der Natur mit allem Komfort verbunden werden, den der moderne Mensch genießen will. Das kann in einer Hütte sein, im Hausboot oder in geräumigen Zelten, die schon aufgebaut sind, wenn der Gast ankommt, und die ganze Saison über stehen bleiben.

Letzteres ist Glamping, wie es der dänische Hersteller Nordisk interpretiert. Er plant an ausgewählten Campingplätzen der Welt unter dem Namen Nordisk Village Zeltedörfer, in denen der Kunde die Annehmlichkeiten eines Hüttenurlaubs und die Atmosphäre des Zeltens genießt. Die dazu passenden Produkte sind Hauszelte aus dem traditionellen Material Baumwolle. Das ist nicht nur bei Pfadfindern beliebt, weil es so zünftig ist, sondern hat gegenüber Kunststoff handfeste Vorteile. Die Faser ist in der Regel ein Mischgewebe, das die guten Eigenschaften vereinen soll.

Baumwolle bietet ein angenehmes Innenklima, vor allem bei Hitze, ist robust, raschelt nicht und ist widerstandsfähig gegen UV-Strahlen. Der größte Nachteil – das Material ist schwer – fällt nicht so ins Gewicht, weil die Zelte nicht zum Herumtragen gedacht sind, sondern an Ort und Stelle bleiben. An die Frage, was passiert, wenn's mal regnet, haben sich die Hersteller gewöhnt. Die Faser nimmt Feuchtigkeit auf und quillt. Das Zelt hält dicht, solange niemand an die nasse Wand kommt. Bevor man es dann wieder zusammenlegt, muss der Zeltstoff getrocknet sein, sonst gibt es Stockflecken.

Soweit die Theorie. Die war uns aber nicht genug. Also stellten wir ein Zelt aus Baumwollmischgewebe von Nordisk einige Tage lang auf einer Pferdekoppel auf. Die Wahl fiel auf das Asgard 7.1, es ist das kleinste und handlichste Modell im Programm und schon wegen der Platzverhältnisse an der Grenze zum konventionellen Zelt. Trotzdem wiegt der Packen knapp 16 Kilogramm. Asgard – der Name bezeichnet den Sitz der Asen, eines Göttergeschlechts in der nordischen Mythologie – ist ein Tipi mit acht Ecken und bis zu drei Metern Platz zwischen ihnen. Das reicht für drei Götter oder notfalls vier Menschen. Das Zelt hat einen mit den Seitenwänden vernähten kräftigen Boden aus Kunststoff, der mit Heringen gespannt wird. Dann wird in der Mitte von innen die zentrale Stange aus Stahl eingepflanzt (die einzelnen Teile des Gestänges sind flexibel verbunden) sowie ein zweites Rohr um den Eingang aufgebaut. Jetzt noch die Seitenwände verspannen, fertig.

Was sofort auffällt, ist die exzellente Verarbeitung. Vom Sack über die Heringe bis zu den Spannern ist alles feinste Qualität, das Zelt mit seinen sauberen Nähten

wiesowas, die Reißverschlüsse sind fast zu schön zum Anfassen. Für das kleine Asgard sind aber auch mindestens 430 Euro aufzuwenden. Das Zelt hat eine Stehhöhe bis 1,80 Meter. Es braucht kein Innenzelt, aber ein Schlafabteil lässt sich einklipsen. Wunderbar ist die Belüftung mit drei Öffnungen oben und dreien in Form eines großen „D“ unten an den Seitenwänden. Viel Luft strömt durch den Eingang ein, selbst wenn alles mit einem Moskitonetz verschlossen ist. Was es nicht gibt, ist eine Apsis für Gepäck. Wir haben stattdessen ein mobiles Dach des gleichen Anbieters namens Kari 12 errichtet, eine über Gestänge gespannte Plane von drei mal vier Metern.

Im Inneren herrscht tatsächlich ein angenehmes Klima bei Sonnenschein, das überzeugt den schon aus Kunststoffzelten geflüchteten Tester. Dichtigkeit gegen tropische Regengüsse können wir dagegen nicht bescheinigen; nicht, weil es drinnen feucht geworden wäre, sondern weil für eine ernsthafte Belastung die paar Tropfen in unserer Testphase nicht ausgereicht haben.

Ein Feldbett auf den Boden zu stellen soll möglich sein, wir haben ihn davor verschont. Der Asgard-Zelter nächtigt stattdessen auf einer selbstaufblasenden Isiermatte namens Gandalf 10.0 und im Deckenschlafsack Almond, weil ihm Mumien-schlafsacke zuwider sind; Almond besteht ganz, die Matte zum Teil aus Baumwolle. Sie ist ihre rund 150 Euro wert, auch wenn unser Exemplar die versprochenen zehn Zentimeter Dicke nicht ganz erreicht hat. Gandalf ist mit mehr als drei Kilogramm zu schwer für den Rucksackurlaub. Dafür ist er indes auch nicht vorgesehen. Und er ist nur 65 Zentimeter breit. Das ist für den Hardcore-Glamper dann doch etwas weit entfernt vom ersehnten Doppelbett auf Teppichboden.

### SIEH MAL AN



### GANZ AIR-LICH

Jeder Amerika-Reisende kennt die großen silbernen Airstream-Wohnwagen. Seit geraumer Zeit werden sie auch in Europa vertrieben. Neu im Angebot ist eine kurze, einachsige Variante, die mit 5,10 Metern Länge eher zu den hiesigen Straßenverhältnissen passt. Der amerikanische Hersteller versteht den „Tommy Bahama“ als mobiles Strandhaus, mit vier Schlafplätzen, einer separaten Duschkabine und einer Spülwanne. Zur Serienausstattung gehören ein großer Kühlschrank, eine Klimaanlage, eine Markise, ein Dreiflammenherd mit Ofen, eine Audio-Anlage, elektrische Stützen und eine beleuchtete Bar. Der 2,50 Meter breite „Tommy Bahama“ wiegt knapp zwei Tonnen. Auf europäische Standards umgerüstet, kostet er 98.385 Euro. (fbs.)



### STANDLICHT

Für alle Camper, die auch nachts etwas sehen möchten, hat der Lichtspezialist Leclenser die Laterne ML6 entworfen. Das Licht der LED wird weiß oder rot kegelförmig im Raum verteilt und soll dank einer patentierten Prismentechnologie nicht blenden. In der stärksten Stufe werden 750 Lumen erreicht, im Modus als Nachtlicht 20. Dann leuchtet die Lampe 70 Stunden lang. Schier endlos sind die Befestigungsmöglichkeiten: abnehmbare Gummischlaufe, Metallhaken, Magnet und Gewinde. Fluoreszierende Elemente erleichtern das Finden im Dunkeln. Die Lampe hat einen USB-Anschluss, über den das Handy aufgeladen werden kann, und eine Ladestandsanzeige. Als Energiequelle dient ein Lithium-Akku. Die knapp 18 Zentimeter hohe Lampe kostet 80 Euro. (Web.)



### GUT AUFGESTELLT

Die Welt der Wohnmobile und des Campings hat in Deutschland zwei Fixpunkte im Jahr: die Caravan Motor Touristik in Stuttgart im Januar und den Caravan Salon in Düsseldorf Ende August. Jeder Camping-Freund sollte zumindest einmal während der Düsseldorfer Messe auf dem P1-Parkplatz sein Heim aufgeschlagen haben. Alle sind eine große Familie, die Messegesellschaft organisiert abends Busse, die in die Altstadt fahren. Ein Fahrzeug kostet 29 Euro, jede weitere Nacht neun Euro. Der diesjährige Salon läuft vom 25. August bis zum 2. September. 130 Marken zeigen 2100 Fahrzeuge. Der Eintritt kostet 18 Euro, wer im Internet bestellt, zahlt 15 Euro. (fbs.)

Weiter geht's: Auf dem Barcelona Beach Festival wird die ganze Nacht gefeiert – der letzte DJ verlässt um sechs Uhr früh die Bühne.



# SOMMER VON OBEN

IM MITTELPUNKT DER ERSTEN LUMAS SUMMER ART EDITION STEHT EIN BILD DES FOTOGRAFEN TOMMY CLARKE. JEDES DIESER LIMITIERTEN WERKE IST GERAHMT UND VOM KÜNSTLER HANDSIGNIERT.

Weißer Sand, türkisblaues Wasser – in der Urlaubssaison zieht es viele ans Meer. Neben dem eigentlichen Strandpanorama wird hier auch das Getümmel der Menschen zum Ereignis, die mit ihren Sonnenschirmen und Badetüchern bunte Farbtupfer setzen. Der Fotograf Tommy Clarke hat diese Szenerie mit seiner Aufnahme »Amadores Beach« stimmungsvoll aus der Luft eingefangen. Für LUMAS ein Anlass, in diesem Sommer ein Novum im eigenen Portfolio vorzustellen: eine auf 1000 Stück limitierte Fotoedition für Kunst- und Strandliebhaber. Die Sonderedition wird wie alle üblichen LUMAS-

Werke in Museumsqualität gefertigt und stellt auch kleine Details des Motivs deutlich heraus. Jedes Exemplar ist von Tommy Clarke handsigniert, so dass die Edition ihren Namen wirklich verdient. Mit seiner Aktion zum exklusiven Vorzugspreis möchte LUMAS die nächste Phase einer Demokratisierung der Kunst einleiten, in der es etablierten Künstlern und vielversprechenden Newcomern möglich wird, immer mehr Kunstinteressierte mit ihren Arbeiten zu erreichen und zu begeistern. Mehr Informationen unter [lumas.de](http://lumas.de) und in 40 Galerien weltweit.



## TOMMY CLARKE

Der britische Fotograf Tommy Clarke ist einer, der sich gerne weit aus dem Fenster lehnt. Genauer gesagt: der Helikoptertür. In luftiger Höhe entstehen dabei spektakuläre Landschaftsaufnahmen aus der Vogelperspektive, auf denen Meeresküsten, Strandpromenaden und Lagunen wie grafische Muster aussehen. »Kunst ist für mich eine Chance, dem Alltag zu entfliehen«, sagt Clarke. »Diese Edition soll genau das vermitteln.« Der Newcomer in der Londoner Kunstszene, der seine Karriere bei der GQ begann, war in der jüngeren Vergangenheit mit eigenen Ausstellungen in verschiedenen Galerien vertreten. 2015 erhielt er die Auszeichnung International Landscape Photographer of the Year. Seine Bilder wurden im British Journal of Photography und im Condé Nast Traveller veröffentlicht.



Fotokunst für zu Hause: Mit LUMAS lassen sich imposante Bilder nicht nur im Museum bewundern, sondern auch in den eigenen vier Wänden, wo sie ihre Wirkung noch lebensnäher entfalten. Zum Portfolio gehören neben weiteren Aufnahmen von Tommy Clarke mehr als 3000 Werke von rund 250 Künstlern.

Links: Tommy Clarke, »Body Surf« ab 599 €

[lumas.de/summer](http://lumas.de/summer)



## LUMAS SUMMER ART EDITION

Tommy Clarke, »Amadores Beach«  
Limitierte und signierte Edition,  
Auflage 1000 Exemplare  
Echter Fotoabzug unter Acrylglas im  
weißen Schattenfugenrahmen  
Sondergröße 60 x 90 cm  
Nur erhältlich bis zum 23. September 2018

**Vorzugspreis: 299 €**

KURATIERT | LIMITIERT | SIGNIERT

Preise inkl. MwSt. | Änderungen und Irrtümer vorbehalten | Avensio GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin

**LUMAS**  
THE LIBERATION OF ART



Ein Tag im Frühsommer in Zürich. Zwei Männer stehen an der Theke der Cigar Bar des Hotels Storchen. Das Haus, direkt an der Limmat gelegen, ist eine der ältesten Herbergen der Stadt. Gut 660 Jahre Geschichte vermitteln eine besondere Gediegenheit und vielleicht auch Verschwiegenheit. Die beiden Männer jedenfalls sind nicht zum Rauchen in die Bar gekommen. Für ein Glas Whisky oder Rum ist es zu früh und auch zu warm, weshalb sich einer der beiden ein Glace bringen lässt, ein Speiseeis.

Andere Gäste könnte ein solcher Wunsch nach Erfrischung in einer Zigarrenbar aufhorchen lassen. Wenn sie genauer hinschauten, sähen sie zwei Männer unbestimmten Alters, nicht mehr jung und noch nicht alt, beide trotz freundlichen Wetters in dunkle Töne gekleidet, durchaus elegant, jedoch etwas bohémhaft. Für Geschäftsleute tragen sie das Haar zu lang, das sie mit Gel aus dem Gesicht zu halten versuchen. Eine große Kreole, wie sie der jüngere der beiden im Ohr hat, ist in der konservativen Zürcher Finanzwelt ein eher ungewöhnlicher Schmuck. Vielleicht sind sie professionelle Spieler? Man könnte sie in einem imaginären Film als Duo besetzen, das alle anderen fast schon beiläufig hinter Licht führen würde.

Den beiden Männern könnte solch ein Gedanke gefallen. Allerdings wären sie nicht auf Poker- oder Blackjack-Runden aus. Dann schon aufs Watten oder Jassen, wie populäre Kartenspiele in der Schweiz heißen. Sie dürften den beiden vertraut sein, bekennen sich Martin Suter und Stephan Eicher doch öffentlich zu einem Laster: der Spielsucht – jedenfalls in ihrem Gemeinschaftswerk „Song Book“.

Das ist ein Buch samt begleitender CD, das 17 Lieder des Chansonniers Stephan Eicher enthält, für die der Schriftsteller Martin Suter die Texte geschrieben hat, dazu Kurzprosa zur Entstehungsgeschichte der Songs. Ob diese Lieder, die im Lauf der vergangenen zehn Jahre verfasst wurden, so ähnlich entstanden sind, wie in den Textminiaturen beschrieben, wissen nur die beiden. Dass in den Beschreibungen mehr als nur ein bisschen Wahrheit liegen könnte, ist Teil des Spiels mit dem Publikum. „Die Geschichten sind schon überhöht. Aber es ist ja Literatur“, sagt Stephan Eicher, und sein Lächeln und die Betonung des Wortes „Literatur“ deuten an, dass Martin Suter seiner Lust am Fabulieren freien Lauf ließ.

So soll er den Musiker, der vor bald 40 Jahren mit seinem Bruder Martin als Neue-Deutsche-Welle-Band Grauzone mit der Single „Eisbär“ seinen ersten Hit landete, unter gefährlichen Umständen im Gebirge kennengelernt haben. Dort seien Suter und Eicher getrennt voneinander der Kristall- und Mineraliensuche, dem Strahlen, nachgegangen, als Suter plötzlich in dichten Nebel geraten und zum Ausharren verdammt worden sei. Unvermittelt sei ein Geräusch durch die graue Stille gedrungen. Suter habe sich Zentimeter um Zentimeter diesem Geräusch genähert und sei schließlich auf den in einer Kluft werkeln den Eicher getroffen, der dort gerade eine ziemlich perfekte Quarzgruppe aus dem Granit zu befreien versuchte. Mit vereinten Kräften sei es ihnen gelungen, die Gruppe zu lösen, und als sie schließlich ihren Fund geborgen hätten, sei der Nebel verschwunden gewesen und ihre Freundschaft besiegt.

Dichtung, Wahrheit? „Wir haben uns tatsächlich in den Bergen kennengelernt“,



Zwei Herren in der Bar: Martin Suter (links) und Stephan Eicher haben ein gemeinsames Laster – die Spielsucht.

# HAST DU TÖNE

Stephan Eicher schreibt Chansons, Martin Suter Bestseller. Jetzt gehen sie mit einem Gemeinschaftswerk auf Tour: dem „Song Book“.

Von Christian Riethmüller  
Fotos Frank Röth

sagt Martin Suter. „Allerdings bei einem Literaturfestival.“ In Leukerbad hätten sie eine jener Begegnungen gehabt, die inspirierend für ihr gemeinsames Erzählen gewesen sei. Sie erinnern sich lachend an einen Barmann, der ihnen, anstatt sie zu bedienen, Tricks mit brennenden Zigaretten vorführte. „Das war wie bei einem Casting. Doch seine Tricks haben nicht immer funktioniert, und er hätte uns fast noch Löcher in die Kleidung gebrannt.“

Zum Helden eines Lieds hat es der Barmann nicht geschafft, doch die Szenerie wirkte nachhaltig. Einer der kurzen Prosatexte im „Song Book“ spielt in einer Bar, wo die zu Whisky-Kennern stilisierten Suter und Eicher aber nicht auf einen exaltierten Barkeeper treffen. Vielmehr jammert ein schluchzender Liebeskranker, froh um ein wenig Publikum, über „die Weiber“ im Allgemeinen und eine „Evi“ im Besonderen, die ihn erst erzog und dann, als er so gewesen sei, wie sie ihn immer haben wollte, verließ, um sich einen zu suchen, der so sei, wie der Verlassene es war, bevor er erzogen worden war.

Diese Klage einer wunden Seele ist ein Lied geworden, dessen Titel „Nimm mi, wie-n-i bi“ beispielhaft für dieses „Song

Book“ steht. Der mittlerweile 70 Jahre alte Suter ist dafür zum Mundart-Poeten geworden, und der bald 58 Jahre alte Stephan Eicher, der seit Jahrzehnten in der Camargue in Frankreich lebt und mit seiner Familie Französisch spricht, singt im Dialekt seiner Kindheit, in Berndeutsch. Diese Variante des Schweizerdeutsch musste der aus Zürich stammende – also Zürichdeutsch sprechende und Hochdeutsch schreibende – Martin Suter auch erst lernen. „Mit einem Wörterbuch.“

Allerdings reimen sich im Zürichdeutschen und im Berndeutschen nicht die gleichen Wörter, manche werden anders ausgesprochen, und einige Wörter gibt es nur im Berndeutschen. „Gäng“ ist so ein Wort, das bedeutet „immer“. „In Zürich verwendet man aber nur das Wort ‚immer‘.“ Woher sich dieses „gäng“ ableitet? „Vom Gang der Zeit“, sagt Stephan Eicher, der als Experte für ein unverfälschtes Berndeutsch gelten darf. „Es ist, als wäre ich in eine Gletscherspalte gefallen und nun wieder aufgetaut worden. Ich spreche immer noch Berndeutsch wie im Jahr 1970“, sagt der Sänger, der seine Kindheit und Jugend im Kanton Bern verbrachte, bevor er wegzog.

Nicht zuletzt aus musikalischen Gründen schwört er aber immer noch auf die Hauptstadt. Hier gebe es die einzige wahre Musikszene in der Schweiz, und wenn er als künstlerischer Direktor andere Musiker produziere, dann nur solche, mit denen er Berndeutsch sprechen könne, also Kutti MC oder Hank Shizzoe. Auf seinen zahlreichen eigenen Alben wechselt der Chansonnier zwischen Liedern in Französisch, Deutsch, Italienisch und Englisch. Nun in seinem Heimatdialekt singen zu können, sei gut für die Figuren in den Texten. „Da ist man gleich drin. Wenn ich Berndeutsch singe, habe ich eine dunklere Stimme als in der französischen Sprache und mehr Bässe, die ich nutzen kann. Rein technisch ist das ein Vergnügen. Es ist aber auch ein Nachhausekommen in der Sprache.“

Als „Heimatlieder“ wollen Martin Suter und Stephan Eicher die Songs aber nicht verstanden wissen. „Es gibt da diesen Heimatgroove“, sagt Suter und spielt auf einen in der Schweiz verbreiteten Patriotismus an, der auch in entsprechenden Liedern auf Schweizerdeutsch Ausdruck findet. Dem begegnen der Schriftsteller und der Sänger mit Ironie. Nicht in den Liedern, „die sind ja oft sehr ernst ge-

meint“, wie Suter sagt, sondern in den kurzen Texten zur Entstehungsgeschichte.

In diesen Miniaturen sind die beiden nicht nur Gourmets, Monopoly-Zocker, Hundeschlittensführer, Bergfexe oder gar Rudercracks von olympischem Rang. Sie tauchen auch in die Folklore ein, etwa beim Hornussen, einer in den Mittellandkantonen populären Mannschaftssportart, die Nichteingeweihte an Cricket oder Baseball erinnern dürfte. Oder sie gehen zum Kuhkampf, bei dem die stärkste Kuh ermittelt wird, die den Alpaufzug anführen darf. Oder sie hocken sich in einen Gasthof auf dem Land, eine Beiz, und beobachten die Menschen, die das Lokal bevölkern, das vielleicht „Bären“ heißt.

„Eine Form der ironischen Distanzierung“ nennt Suter diese Schweiz-Betrachtungen. „Solche Gasthöfe gibt es ja wirklich.“ Somit ist das Lied „Wägg vom Bäre“ über eine sehnsüchtige Wirtstochter eine Beobachtung, auf den Punkt gebracht wie in einem guten Country-Song. „Wir sind Country-Musik-Fans“, sagt Stephan Eicher und erklärt damit den Hauch Americana, der durch das „Song Book“ weht, gerade auch in der neuen Version des gut zehn Jahre alten Lieds „Weiss nid, was es isch“ – des Songs, den Stephan Eicher im Jahr 2007 für sein Album „Eldorado“ aufgenommen und dessen Text Martin Suter beigesteuert hatte. Damit hatte damals die Zusammenarbeit begonnen, über Nacht sozusagen, denn der Sänger hatte den Text, der ihm per Mail gesendet worden war, gleich vertont und zurückgeschickt.

Diese Arbeitsweise haben sie bis heute beibehalten. Martin Suter schickt Texte an Stephan Eicher, die diesen wiederum zu Melodien und Arrangements inspirieren. Manchmal hat der Sänger auch schon eine Musik, die er dann auf einen Text anpasst, wie etwa beim rührenden „Ds alte Paar“, Stephan Eichers persönlichstem Vortrag auf dem Gemeinschaftswerk. „Ich habe da meine Eltern vor Augen, wie sie ins Altersheim ziehen mussten“, sagt er. „Deshalb kann ich das singen und bin auch stolz, dass ich das vor Publikum zeigen darf.“

Texte, die zu Liedern werden könnten, hat Martin Suter noch im Dutzend auf Lager. „Ich habe einen unveröffentlichten Roman, der auch nie veröffentlicht wird, und dessen Hauptfigur ein Journalist ist. Der hat eine wöchentliche Kolumne, in der es zwar nicht um das alte Paar geht, aber etwa um eine alte Frau und ihren Dackel. Insgesamt so zwölf Kurzgeschichten. Da denke ich immer, die könnten Lieder ergeben. Es sind Episoden, und die sind fast das Beste an diesem Roman“, erzählt der Schriftsteller, der sich schon als Kind für Liedtexte begeisterte. „In der Schellack-Sammlung meines Vaters waren viele Lieder aus dem Berlin der zwanziger Jahre. Die habe ich immer gehört und konnte sie schon als Sechsjähriger auswendig. Mit 16 wusste ich, dass Schreiben mein Berufswunsch ist. Ich habe auch angefangen, Liedtexte zu schreiben, bin aber nicht übers Lyrics-Verfassen zum eigentlichen Schreiben gekommen“, sagt Suter, der vor seiner Karriere als Autor von Romanen, Krimis und Drehbüchern erfolgreicher Werbetexter und Kolumnist war.

Und er ist ein Verehrer des Great American Songbooks – herausragender amerikanischer Lieder der dreißiger bis sechziger Jahre – sowie des Songwriting von Bob Dylan, Leonard Cohen und Neil Young, was ihn auch auf die Idee zum „Song Book“ brachte, einer Sammlung künftiger Schweizer Klassiker, die in Serie gehen könnte. Zumindest ein „Song Book 2“

haben die beiden schon im Kopf, gibt es doch vom Singspiel „Geri“, das sie vor acht Jahren fürs Schauspiel Zürich geschrieben haben, rund 20 Lieder, die noch nicht aufgenommen worden sind.

Davor wollen sie aber nun erst einmal auf Tournee gehen. In der Schweiz wurden die Aufführungen des „Song Book“, etwa bei einem Open-Air-Konzert im Hof des Landesmuseums Zürich, gut angenommen. Unterstützt von einer Band und dem Luzerner Kammerchor Molto Cantabile singt Stephan Eicher fast alle Lieder des Albums, und Martin Suter liest die Texte zur Entstehungsgeschichte. Und er ist als Musiker zu erleben. Suter spielt Mundharmonika, was die Folk-Anmutung noch unterstreicht. Vor einem Fernsehauftritt, zu dem die beiden eingeladen waren, hatte Stephan Eicher den Schriftsteller gefragt, ob er nicht ein Instrument beherrsche, um ihn zur Gitarre begleiten zu können. Der erinnerte sich an frühe Mundharmonika-Tage, und seit einer Probe vor dem Auftritt werde er nun Martin „Harp“ Suter genannt, scherzt Stephan Eicher.

Der Musiker weiß, dass zu den Auftritten in Deutschland die meisten wegen des Schriftstellers kommen, weil er so bekannt ist und weil man ihn besser versteht. Er trägt die Prosatexte in Hochdeutsch vor, während Stephan Eicher die Lieder in Berndeutsch singt. In den deutschen Konzertsälen sollen deshalb Untertitel eingeblendet werden. Eicher hat nichts dagegen. „Das finde ich gut. Die Lieder sind brillant, also soll man sie auch verstehen. Gebt mir eine Chance!“ Gelegenheit dazu besteht vom 23. bis 30. September, wenn Stephan Eicher und Martin Suter in München, Köln, Berlin, Hamburg und Frankfurt auftreten. ◀



Gesänge und Geflücker: Stephan Eicher (oben) und Martin Suter beim Open-Air-Konzert im Innenhof des Landesmuseums Zürich



Schuhe, Socken, Shorts, Jacke von Miu Miu, Tasche von Marjana von Berlepsch, Pullover und Haarreif von Julia Seemann, Sonnenbrille von Oliver Peoples

Wenn Sie mit der Selbstverliebtheit fertig sind, dürfte ich dann vielleicht auch mal durch“, sagt ein Mitarbeiter vom Hof zu mir im Vorbeigehen. Ich liege bei meiner Mutter auf dem Bauernhof auf einer Bank und räkele mich vor meinem Handy, das ich an einem Selfie-Stick umherwedele, um den besten Winkel zu erwischen. Platz genug hatte der Mann auf jeden Fall. Er fand mich einfach scheiße.

Genau weiß ich auch nicht, wie ich hierhergekommen bin. Ursprünglich habe ich Maskenbild studiert und bei Film und Theater gearbeitet. Dann wurde ich schwanger, hatte viel Zeit zum Nachdenken und musste mein Leben zwangsläufig komplett überdenken. Und dann

kam Instagram, meine Liebe zur Mode war eh da – und damit ganz plötzlich die Möglichkeit, das alles mit Leuten zu teilen, die sich dafür zu interessieren scheinen.

Und so fing ich an, die Lücken meiner kleinen Sinnkrise mit Material zu füllen, das hauptsächlich daraus bestand, mich selbst zu zeigen, ohne große Fragen zu stellen. Inzwischen übe ich ganz viele unterschiedliche Berufe aus und bin auf Instagram irgendwie eine Art Influencerin. Was das ist, muss ich ja wahrscheinlich nicht mehr erklären, geschweige denn, welchen Beigeschmack dieser „Beruf“ bei vielen Menschen hat.

Was daran liegt, dass Influencer im Grunde genommen Werbung machen, meist mit dem gleichen Motiv: sich selbst.

Kleid und Schuhe von Calvin Klein



Mantel von William Fan, Ohrringe von Marjana von Berlepsch

# EGO SHOOT

Diese Bilder füttern mein Ego, klar. Aber bei den Mode-Selfies auf dem Bauernhof meiner Mutter geht es auch um gesunde Selbstliebe. Oder sieht man das etwa nicht?

Von Stella von Senger



Komplettlook von Louis Vuitton, Ohrringe von Marjana von Berlepsch, Sonnenbrille von Oliver Peoples

# EGO SHOOT

Und das kann nerven. Funktioniert aber. Und weil man damit Geld verdienen kann, ist es auch ein Job. Das alles füllt natürlich nicht nur Lücken in der Zeit oder im Portemonnaie, sondern auch in der Liebe und Bestätigung. Zumindest fühlt es sich ganz kurz so an. Es füttert also mein Ego, aber ersetzt nicht die Selbstliebe, die ja gesünder sein soll. Hat mich aber auch hierher gebracht. Zu einer Strecke, in der

ich quasi jeden Job übernommen habe, der wichtig ist, also Styling, Make-up, Fotos, Catering. Das kann man jetzt gut oder schlecht finden. Dieses Magazin fand die Idee witzig. Und mein Ego lacht. Und ich versuche das alles aus einer Motivation zu machen, die keine Lücke füllen soll. Nicht für mein Ego, nicht für dieses Magazin, nicht für den Mitarbeiter auf dem Bauernhof. Für niemanden außer für mich. ◀

Kleid (als Top getragen) von Marni, Rock von Jil Sander

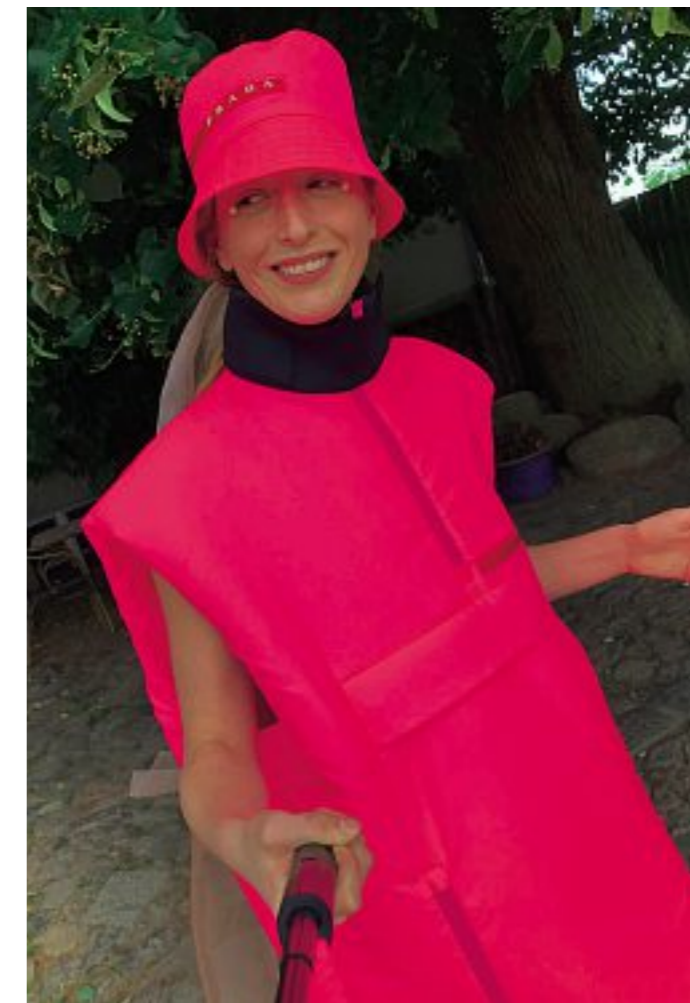


Kleid, Gürtel, Korsett von Versace, Blazer von Dries Van Noten

Alle Fotos: Kleid von Joseph, Ohrringe von Marjana von Berlepsch, Sonnenbrille von Oliver Peoples, Mäntel (von links) von Julia Seemann, William Fan, William Fan, Marni



Top von Jil Sander, Rock von Dries Van Noten, Cecil von Renner: Mantel von Gucci



Hut und Kleid von Prada

Hut von Barbour, Ohrringe von William Fan, Kleid von Gucci

Produktion: Stella von Senger  
Casting: Stella von Senger  
Styling: Stella von Senger  
Model: Stella von Senger  
Haare: Stella von Senger  
Make-up: Stella von Senger  
Catering: Stella von Senger  
Text: Stella von Senger  
Fotos: Stella von Senger  
Nebenrolle: Cecil von Renner



„Ich wollte bauen“: Das hat Ester Bruzkus geschafft – mit ihrem Büro plant sie zur Zeit drei Apartmenthäuser in der Nähe ihrer Wohnung in Prenzlauer Berg.



„Der schönste Beruf aller Zeiten“: Trotzdem ist Helga Blocksdorf froh, dass sie sich als Selbständige die Zeit einteilen kann. Das kommt auch ihrem Kind zugute.



„Alleine kann man Entscheidungen schneller treffen“: Johanna Meyer-Grohbrügge, hier auf der Treppe zu ihrem Atelier, führt seit drei Jahren ihr eigenes Büro.

# IM AUFBAU

Die meisten Architekten mit eigenem Büro in Deutschland sind Männer. Drei Berliner Architektinnen haben den Schritt in die Selbständigkeit trotzdem geschafft.

Von Jasmin Jouhar  
Fotos Andreas Pein

**D**er 360-Grad-Ausblick von Fernsehturm bis Potsdamer Platz zeigt es: Die Dachterrasse von Ester Bruzkus liegt mitten in Berlin. Die Architektin hat sich im Schneidersitz auf einer grün gemusterten Thaimatratze niedergelassen. Um sie herum üppig wuchernde Gräser, Blumen, sogar ein Apfelbäumchen. Als Bruzkus vor eineinhalb Jahren in die Wohnung unter der Dachterrasse in Prenzlauer Berg gezogen ist, hat sie gleich eine automatische Bewässerungsanlage installiert: Im Sommer pumpen die Schläuche zwei Mal am Tag Wasser in die Pflanzkübel. Bruzkus erzählt, dass sie in den vergangenen Jahren Entwurfsseminare an einer Uni gegeben habe. Wenn sie am letzten Abend die Studenten zu sich nach Hause einlud, seien sie überrascht gewesen. „Die machten jedes Mal große Augen und fragten mich, wie ich es bloß hierher geschafft habe.“

Geschafft hat es Ester Bruzkus zweifellos. Nicht nur, dass zahlreiche Zeitschriften und Blogs über ihre selbst eingerichtete Wohnung berichtet haben. Mit ihrem Büro konnte sie in den vergangenen Jahren auch viele Projekte verwirklichen, vor allem Interieurs für Hotels, Restaurants, Büros und Wohnungen. Zur Zeit plant sie drei Apartmenthäuser in Prenzlauer Berg, nicht weit entfernt von ihrer Wohnung.

Dass die Studierenden Ester Bruzkus nach dem Geheimnis ihres Erfolgs fragen, mag an der Renommier-Terrasse und der 80-Quadratmeter-Wohnung darunter liegen: rosa-farbene Küche, Terrazzo-Bad, Wandschränke, Samtsofa, Messingarmaturen, farbige Wände, alles geschickt abgemischt, nobel und lässig zugleich. Aber wenn vor den

Nachwuchsarchitekten ein Mann säße, wäre das Staunen dann auch so groß? Denn Ester Bruzkus hat es nicht einfach nur geschafft – sie hat es als Frau in einer von Männern dominierten Branche geschafft.

In Deutschland gibt es zur Zeit laut Bundesarchitektenkammer 46.867 selbständige Architekten – 22,2 Prozent von ihnen sind Frauen. Noch größer erscheint die Kluft, wenn man sie mit den Studierendenzahlen vergleicht. Im Sommersemester 2017 studierten in Deutschland 37.755 Menschen Architektur im Hauptfach, davon 20.763 Frauen – das entspricht rund 55 Prozent. Ähnlich sieht das Verhältnis bei den Absolventenzahlen aus. Irgendwo auf dem Weg zwischen Uni-Abschluss und Chefsessel verschwinden also jede Menge Frauen. Die meisten tauchen als Angestellte in anderen Architekturbüros wieder auf. Doch selbst dort sind Männer in der Überzahl, wenngleich nicht so deutlich.

Erzählt Bruzkus von ihren Erfahrungen, bekommt man eine Ahnung, woran viele Frauen scheitern. Als 27 Jahre alte Architektin, die schon selbständig war, hörte sie öfter die Frage: Wo ist denn Ihr Chef? „Ein Bauherr sagte mal zu mir: Frau Bruzkus, ich sehe Sie nicht in Gummistiefeln über die Baustelle laufen.“ Heute kann sie darüber lachen. Damals war sie frustriert: „Aber genau das wollte ich. Ich wollte bauen!“

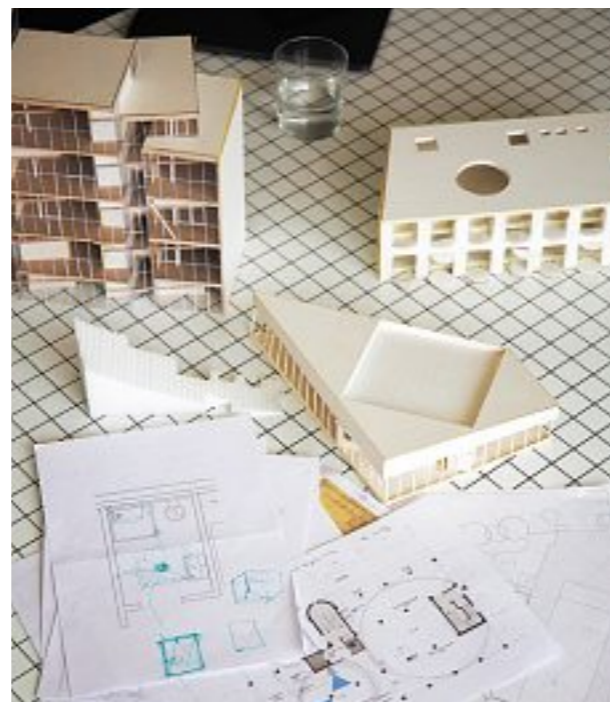
Das wusste Ester Bruzkus schon mit zwölf Jahren. „Als Kind wollte ich erst Modedesignerin werden“, sagt sie. „Doch das fand ich dann zu mädchenhaft, nicht ernsthaft genug. Ich hatte immer das Gefühl, ich muss mich beweisen. Ich wollte etwas machen, was auch Männer können.“



Pläne und Zeichnungen von Ester Bruzkus



Entwurf von Helga Blocksdorf in ihrem Büro



Modelle und Zeichnungen von Johanna Meyer-Grohbrügge

# IM AUFBAU

Architektur also. Nicht unbedingt eine naheliegende Wahl, wenn man als Kind jüdischer Einwanderer aus der Sowjetunion in Haifa geboren wird und mit drei Jahren nach Deutschland auswandert. Die Familie ging damals nach Berlin, wo die Großmutter mütterlicherseits lebte. In der ersten Zeit wohnte sie in einem Notaufnahmehaus. Als Ester sechs Jahre alt war, trennten sich die Eltern. Ihre Mutter arbeitete damals als Krankenschwester im Schichtdienst und zog sie alleine groß.

Dass Ester Bruzkus schon als Jugendliche ihr künstlerisches Talent ernstnahm, hat sie einem Kunstlehrer zu verdanken. „Er hat mich motiviert und mich in dem Wunsch unterstützt, Architektin zu werden.“ Sie studierte an der Technischen Universität Berlin, zudem ein Jahr in Paris an der Ecole d'Architecture Belleville. Direkt nach dem Abschluss konnte sie erste kleine Projekte wie Ladengeschäfte und Hotellobbys verwirklichen. Damit war ihr Weg vorgezeichnet: Weil es in dieser Zeit, Anfang der nuller Jahre, nur wenig zu bauen gab, konzentrierte sich Bruzkus zunächst auf die Innenarchitektur. Das Amano-Hotel in Berlin-Mitte war der Durchbruch, mit Patrick Batek als Partner hat sie seitdem unter anderem mehrere Restaurants für den Koch Tim Raue eingerichtet. Mittlerweile gehen die beiden wieder getrennte Wege mit eigenen Büros, bringen aber einige Projekte noch gemeinsam zu Ende. „Jetzt gilt: Selbst ist die Frau“, sagt Bruzkus.

Helga Blocksdorf sieht es ganz ähnlich: „Ich hatte gar nicht vor, ein eigenes Büro zu führen, bis mir klar wurde, dass es zwangsläufig darauf hinausläuft.“ Sie steht in einem DDR-Bürogebäude in Berlin-Mitte, vor den großen Fenstern rauscht der Verkehr über die vielspurige Grunerstraße, dahinter erheben sich das Rote Rathaus und die Nikolaikirche mit dem gleichnamigen Viertel, einem Stück Berliner Altstadt, zum Stadtjubiläum 1987 in Plattenbauweise wiedererstand. Hier, in Gehweite von Schlossneubau und Alexanderplatz, ist Berlin noch nicht aufgeräumt. Wie lange die Architektin mit ihrem Team noch in dem Gebäude arbeiten kann, ist unklar. Das Land Berlin plant, auch in diesem Quartier den früheren, kleinteiligen Stadtgrundriss wiederherzustellen.

„Ich wurde schon oft gefragt, wieso man sich als Frau selbstständig macht“, sagt Blocksdorf. Denn natürlich sei die Architektur eine männerdominierte Branche. Warum sie es trotzdem versucht hat? „Das Büro ermöglicht mir, entwerfen zu können. Etwas unter eigenem Namen herzustellen. Wer kann das schon?“

Direkt nach Ende ihres Studiums an der Berliner Universität der Künste im Jahr 2001 fing Helga Blocksdorf als Bauleiterin beim Büro Staab Architekten an. „Verwandte, Kollegen und Freunde haben sich gewundert, wie das eigentlich auszuhalten ist als Frau. Ausgerechnet Bauleitung!“ Doch für sie war es die Chance herauszufinden, „wie die Linien auf dem Bildschirm vor Ort umgesetzt werden“. Später arbeitete sie als Assistentin bei Professorin Ute Frank an der Technischen Universität, ein typischer Job auf der Architekten-Karriereleiter. Vor viereinhalb Jahren wagte Blocksdorf schließlich die Gründung mit ersten kleineren Aufträgen für Dachausbauten. Als sie kurz darauf schwanger wurde, sagte sie sich: Jetzt erst recht.

„Ich wusste, wenn ich wieder aufbeuge und mir eine schöne Elternzeit mache, mich nur um das Baby kümmere, dann ende ich in einem Büro als 30-Stunden-Kraft.“ Eine frustrierende Perspektive: Die Aufgaben seien unbefriedigend, die meisten Chefs unzufrieden, wenn man schon um vier gehen müsse. „Oder ich übernehme mehr Verantwortung, arbeite wieder zwölf Stunden am Stück und sehe unser Kind auch nicht mehr richtig.“ Als Selbständige kann sie sich ihre Zeit einteilen, lange und kurze Tage am Schreibtisch wechseln sich ab. „Ich kann viel Zeit mit unserem Kind verbringen. Aber ich sitze natürlich oft abends oder am Wochenende am Rechner.“ Architektur sei ein sehr zeitintensiver Beruf, die Entwurfs- und Planungsprozesse ließen sich kaum abkürzen.

Beim Thema Familie wird Helga Blocksdorf nachdenklich. Ihre Mutter habe keine Wahl gehabt. Blocksdorf ist mit zwei Schwestern nördlich von Berlin aufgewachsen und zwei Jahre vor der Wende nach Schleswig-Holstein ausgewandert. In der DDR mussten die Frauen ihre Kinder mit drei Monaten in die Krippe geben und wieder arbeiten. „Das war hart.“ Sie selbst hat ihr Kind das erste Jahr immer mit auf die Baustelle genommen – „eine schöne Zeit“. Die Tochter der Bauherrin habe das Baby während der Projektbesprechungen spazieren gefahren.

Blocksdorf ist froh, dass sie den Weg in die Selbständigkeit gegangen ist. „Architektin ist der schönste Beruf, enorm erfüllend, denn man hat einen direkten Einfluss auf die sich verändernde Welt.“ Zu den kleinen Projekten der Anfangsjahre sind größere dazugekommen. Gerade plant sie einen Neubau in Weißensee, ein Atelierhaus mit 14 Einheiten. Ein anderes Vorhaben in Berlin-Neukölln, eine Nachverdichtung mit 20 Einheiten im Gründerzeit-Industriehof, ist ebenfalls in Planung. Dazu ein Ferienhaus in der Uckermark. Ihr Team ist gewachsen, auf drei festangestellte Mitarbeiter und drei Freie. Die Aufträge bekommt sie oft durch Empfehlungen, ein Netzwerk sei hilfreich. „Der wichtigste Schritt aber ist: allen zu sagen, dass man ein Büro hat und bauen will. Erst dann kommen die Aufträge.“

Auf der anderen Seite des Alexanderplatzes: ein kleiner Raum im zweiten Geschoss eines DDR-Geschäfts- und Wohnhauses, große Fenster an beiden Enden, durch eines schaut man direkt auf den Fuß des Fernsehturms. Sechs junge Architektinnen und Architekten sitzen still vor ihren Notebooks. Je drei auf einer Seite der großen, weißen Tischplatte, so eng nebeneinander, dass gerade mal eine Flasche Wasser und ein Mobiltelefon zwischen die Rechner passen. Die Möbel wirken karg, die Stühle haben keine Polster. Am Ende der Platte reicht die Fläche noch für einen Modellbau-Arbeitsplatz mit Heißdraht-Schneidegerät, die Drucker stehen unter dem Tisch. Eine ungewöhnliche Dichte, zumindest in Deutschland, wo die Menschen eigentlich mehr Abstand zueinander brauchen. Doch das Büro ist eine Art japanische Exklave. Es gehört der Architektin Johanna Meyer-Grohbrügge, die fünf Jahre in Tokio gelebt und gearbeitet hat, beim Architekturbüro

Sanaa. Die Nähe zum Nachbarn, wie sie sie dort erlebt hat, empfindet sie seitdem nicht als etwas Schlechtes. „Das erzeugt eine gewisse Reibung, die sehr anregend sein kann.“ Meyer-Grohbrügge führt seit drei Jahren ihr eigenes Büro, bekannt geworden ist sie mit Projekten für den Kunstbetrieb, etwa den Berliner Räumen der Sammlung von Julia Stoschek oder der Ausstellungsarchitektur für die ABC-Messe.

Ihr bislang größtes Projekt ist ein Baugruppenhaus mit 21 Wohnungen an der Kurfürstenstraße im Berliner Stadtteil Tiergarten, das 2019 fertig sein wird. Auch hier lassen sich Spuren der japanischen Erfahrungen finden. Sechs turmartige Baumvolumen sind vertikal und horizontal so miteinander verschränkt, dass die Bewohner sich recht nah kommen werden. „Man spürt den Nachbarn“, sagt Meyer-Grohbrügge. Wer will, kann sich sogar Wohnräume mit anderen teilen. Jeweils zwei Parteien waren tatsächlich dazu bereit. Das Baugruppenhaus ist eines der selbstinitiierten Vorhaben, eine Strategie junger Architekten, an Aufträge zu kommen. „Es war unglaublich viel Arbeit“, sagt die Architektin. „Ich wundere mich immer noch, dass wir das auf die Beine gestellt haben.“

Entworfen und geplant hat Meyer-Grohbrügge das Haus mit dem Amerikaner Sam Chermayeff, den sie bei Sanaa in Japan kennengelernt und mit dem sie in Berlin 2010 das Büro June 14 gegründet hat. Schnell waren die beiden Teil gut vernetzter Kulturkreise, fielen mit kleinen Projekten zwischen Kunst und Architektur auf. Chermayeff lebt im legendären Haus des Architektenkollegen Arno Brandlhuber in der Brunnenstraße. Obwohl beide nun eigene Büros haben, wollen Meyer-Grohbrügge und Chermayeff weiter zusammenarbeiten. Doch wenn die Architektin von ihren aktuellen Aufträgen erzählt, einem Künstlerarchiv für eine Mailänder Sammlerin, einem Hotelkonzept in Peking oder dem Umbau eines Chemnitzer Industrieareals für einen Entwickler, dann ist von June 14 nicht die Rede, das verantwortet sie alleine. „Alleine zu arbeiten hat Vorteile, man kann schneller Entscheidungen treffen und muss nicht alles abstimmen.“

Andererseits: „Wenn man selbst nichts macht, passiert nichts“, sagt Meyer-Grohbrügge. „Ein Partner trägt das Büro mit, auch wenn man mal nicht so viel Energie hat.“ Doch sie wirkt nicht, als würde ihr das viele Arbeiten Probleme bereiten, trotz der zwei kleinen Kinder. „Das geht irgendwie“, sagt sie. „Ich habe einen tollen Partner und eine gute Nanny. Es ist anstrengend, aber es lohnt sich.“

Die Zeit in Japan hat sie wohl abgehärtet – Sanaa ist berüchtigt dafür, dass dort bis in die Nacht gearbeitet wird, am Anfang gerne auch ohne Bezahlung. „Alle Gerüchte sind wahr“, sagt Meyer-Grohbrügge und lacht. Zwölf bis 14 Stunden im Büro seien normal, Besprechungen mit den Chefs Kazuyo Sejima und Ryue Nishizawa beginnen oft erst abends. „Die beiden geben alles für die Architektur, das erwarten sie auch von ihren Mitarbeitern. Das ist eine Frage der Loyalität.“

Viel Zeit für anderes blieb da nicht in den fünf Jahren. „Heute bin ich froh, dass ich es so lange ausgehalten habe. Ich habe dort so viel gelernt.“ Die vielleicht wichtigste Lektion: danach in keinem anderen Büro mehr arbeiten zu wollen. Selbständigkeit war der einzige Weg. ◀

## TRENDFARBEN

Sie machen sich heute zunehmend selbständig, um überhaupt eine Chance auf dem Markt der Farben zu haben. Schön zu sehen an Millennial Pink, einem Schweinchenrosa, das unter diesem griffigen Slogan seit zwei Jahren für eine ganze Generation stehen soll. Es folgte in diesem Frühjahr: Gen Z Yellow. Also im Grunde genommen gelb. Immerhin: Beim Grün dieses Herbstes kann auch die Generation Golf wieder mitreden – und texten. Es ist Whatsapp Green.



Der Sommer des maximal bunten Kaftankleides ist noch nicht vorbei. Aber das Gingham-Muster des Modells von An An Londree aus Kitzbühel ist zugleich klassisch genug, um bis zum nächsten Sommer zu überdauern.



Diesel ist schon in der Mode nicht für Zurückhaltung bekannt. Ihrem Ruf wird die Marke mit dieser Leuchte in Zusammenarbeit mit Foscarini auch im Design gerecht.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Nikki Benett hatte sich schon lange mit Kräuterkunde befasst. Dann erst entwickelte sie eine Anti-Aging-Linie auf Kräuterbasis, die es auch bei dm gibt.



Korea hat viel Schönes zu bieten, ist leider aber weit weg. Mit dem Sortiment im Berliner Concept-Store Knok kommt es etwas näher.



Beim Bau des neuen Hotels My Arbor in Südtirol wurde so viel Holz verwendet, dass man den Wald vor lauter Bäumen echt nicht mehr sieht.

Wenn Gründer über die Sharing-Economy reden, nehmen sie seit Jahren gerne die Bohrmaschine als Beispiel. Dabei eignet sich das Wohnmobil noch besser. Über Yescapa kann man es mieten. Also teilen.



Die Big Apple Greeters sind nette Menschen, die Touristen kostenlos ihr New York zeigen. Zur Vorbereitung ist dazu jetzt der passende Reiseführer erschienen: „New York To Go“ (Knesebeck).

## WE SPEAK AMERICANO

Und wir trinken ihn! Wenn Negroni der Sommerdrink des Jahres 2017 war, dann geht es jetzt ein bisschen leichter zu, mitAmericano. Ist ja auch heißer als im vergangenen Jahr. Eiswürfel ins Glas geben, 3 cl Campari mit 3 cl rotem Wermut mischen, einen Spritzer Mineralwasser und eine Orangenscheibe hinzugeben. Fertig. Schönen Sommer noch!



Ein Hocker muss keine Verlegenheitslösung sein, wie dieses Modell von Kutcha aus Sarajevo zeigt. Zu bestellen ist das schön verwurschtelte Ding über den Online-Shop derraum-suada.de.



Zimmerpflanzen sind jetzt wieder ein Ding. Aber dafür braucht es schöne Töpfe. Das junge Label 3punkt7 hat das Beiwerk zum Grünzeug.



Der Tradition verpflichtet: Leon Jakimič, hier im Keller mit den Holzmodeln, möchte die böhmische Glaskunst wieder an die Weltspitze bringen.

# GLUT GEMACHT

Böhmische Glasmanufakturen steckten lange in der Krise. Leon Jakimič hat vor zehn Jahren den Neuanfang gewagt. Eines seiner Erfolgsrezepte: Für Lasvit entwerfen namhafte Designer aus aller Welt.

Von *Peter-Philipp Schmitt*  
Fotos *Daniel Pilar*

Die letzte Trophäe aus dem Haus Lasvit wurde vor zwei Wochen auf der Champs-Élysées überreicht – an den Sieger der Tour de France. Das grünblaue Wunder, 60 Zentimeter hoch und vier Kilogramm schwer, ist mundgeblasen und von Hand geschliffen. Das taillierte gläserne Gefäß soll einem Fahrradreifen nachempfunden sein. Seit 2011 schon wird der Pokal in Böhmen hergestellt, was vor allem mit einem der Hauptsponsoren des sportlichen Großereignisses zu tun hat: dem tschechischen Auto- und einmaligen Fahrradhersteller Škoda.

Und natürlich auch mit Lasvit, der gar nicht so alten nordböhmischen Glasmanufaktur. Lasvit steht für die tschechischen Worte „láská“ und „svit“, Liebe und leuchten. Gegründet hat sie vor gerade einmal elf Jahren der Unternehmer Leon Jakimič, der sich zum Ziel gesetzt hat, mundgeblasenes böhmisches Glas wieder zur Nummer eins in der Welt zu machen – auch indem er mit namhaften Designern aus aller Welt zusammenarbeitet, zum Beispiel mit Daniel Libeskind, Humberto und Fernando Campana, Ross Lovegrove, Arik Levy, Alessandro Mendini, Michael Young und Ōki Satō vom Büro Nendo.

Lasvit steht für eine Tradition, wie man sie sonst nur auf den Murano-Inseln nordöstlich von Venedig findet. Auch dort hat sich das Glasmacher-Handwerk über die Jahrhunderte kaum verändert. „Nur die Öfen“, sagt David Ševčík, „werden bei uns heute mit Gas geheizt.“ Dabei war das Holz in den Wäldern im Norden der Tschechischen Republik einst der Hauptgrund, warum sich die Region der Glasmacherei verschrieb. Ševčík ist selbst gelernter Glasbläser, leitet inzwischen aber die Glasproduktion von Lasvit in dem Örtchen Lindava, dem einstigen Lindenau. Wenige Kilometer entfernt liegt Nový Bor (Haida) mit seiner Glasfachschule, auf der fast alle böhmischen Glasbläser ihr Handwerk gelernt haben.

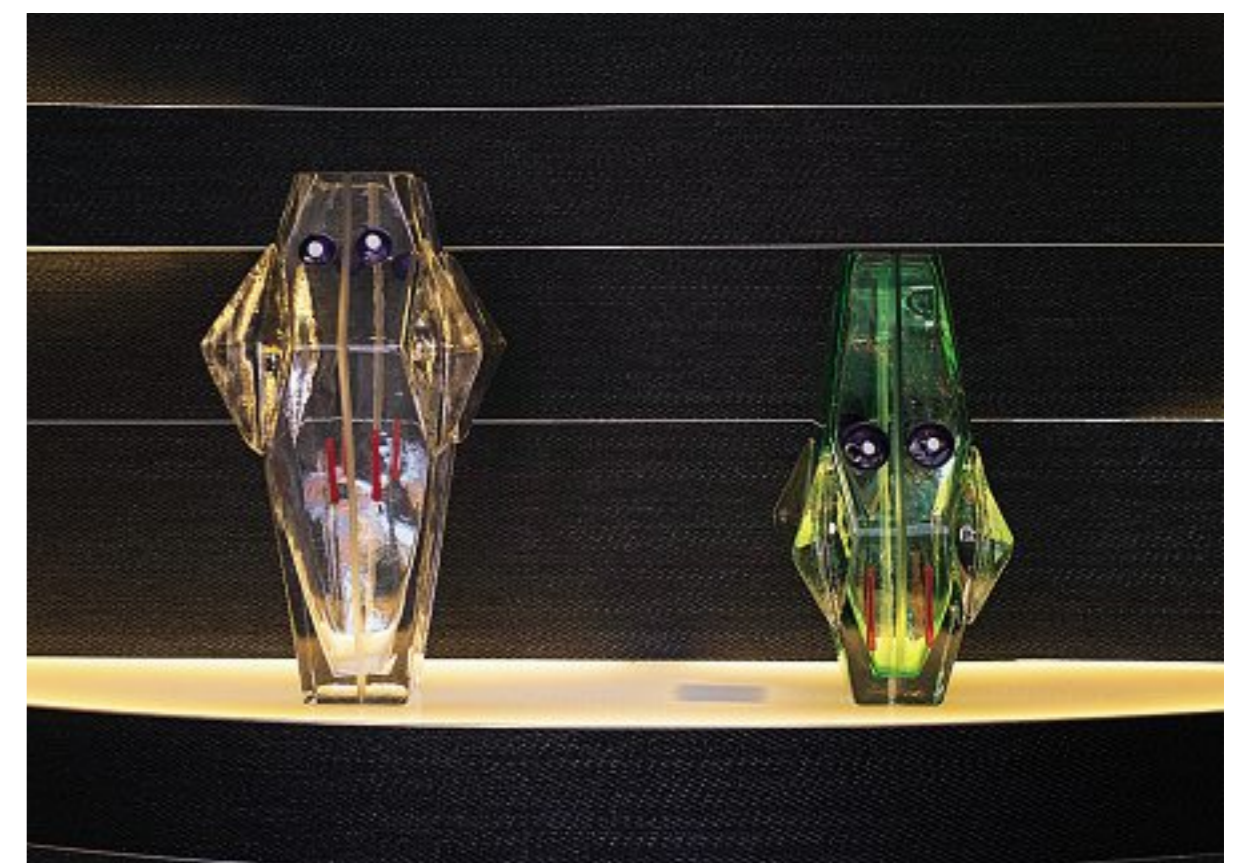
Morgens um kurz nach fünf beginnt hier der Arbeitstag. Im großen Ofen in der Mitte des Raums wartet schon das flüssige Glas, das in einem riesigen Topf aus Schamotte-Keramik auf 1500 Grad erhitzt ist. Es ist so flüssig, dass die Männer in der Frühe nur kleine Objekte herstellen können, mit ihren Pfeifen und Werkzeugen und im ständigen Kampf mit der Schwerkraft, die der glühenden Masse so lange zusetzt, bis sie abgekühlt fest wird. Die Glasmacherpfeifen sind dauernd in Bewegung, sie werden



Pappbecher aus Glas: Maxim Velčovský, Art-Direktor von Lasvit, und seine neue Serie Muster Cup



Neue Generation Glasbläser: In Nordböhmen begeistern sich auch wieder junge Männer für das alte Handwerk.



Schau mir in die Augen: Rombo nennen sich die Glasobjekte von Alessandro Mendini, die er fürs Monster Cabaret entworfen hat.

# GLUT GEMACHT

gedreht, mal schnell, mal langsam, während das Glas in einem kleineren Ofen, dem „Glory Hole“, immer wieder zum Glühen gebracht wird, bis es schließlich seine vorgegebene Form angenommen hat.

Später am Tag, wenn die Glasmasse im großen Ofen nur noch 1200 Grad heiß ist und wie ein dickflüssiger Brei aussieht, machen sich die Männer an die großen und schweren Objekte. Manch einer von ihnen schafft es, freihändig 15 bis 20 Kilogramm Glas an seiner bis zu 160 Zentimeter langen Pfeife zu halten und so lange zu bearbeiten, bis eine Schale, ein Lüsterteil oder auch eine Tour-de-France-Trophäe entstanden ist. Frauen sucht man unter den Glasbläsern vergeblich. Nur eine schaut regelmäßig vorbei und versorgt die Männer bei ihrer schweißtreibenden Arbeit mit frisch gezapftem Bier, einem speziellen Gebräu mit vielen Mineralstoffen und wenig Alkohol.

Mit David Ševčík geht der Rundgang weiter zu den Glasschleifern, die in der kalten Glasmacherei den gefährlichsten Job haben: Eine falsche Bewegung reicht, um sich an einem zerbrechenden Gefäß schwer zu verletzen. Eine Etage tiefer steht Petr Holešáček in der Werkstatt und fräst Holzmodel, in denen das Glas in Form geblasen wird. Holešáček ist der einzige Modelmacher bei Lasvit, nur fünf gibt es noch in der ganzen Tschechischen Republik, wie Ševčík erzählt. Je einfacher die Form eines Objekts, desto häufiger kann ein Model wieder verwendet werden – 40 Mal, 60 Mal, sogar bis zu 100 Mal. Für aufwendige Objekte aber muss Holešáček öfter ran, nach dem fünften Gebrauch sind manche Model innerlich schon ausgebrannt, auch wenn das Holz gut gewässert wird. Hunderte Model lagern hinten im Keller, in einem modrigen Raum. Auf einigen der angeschimmelten Hölzer wuchern sogar Pilze, da viele oft monatelang nicht verwendet werden.

An die 70 Mitarbeiter hat Lasvit in Lindava heute wieder, auch junge Glasbläser, die sich für das zu neuem Leben erwachte Handwerk begeistern. Doch eine Generation fehlt: Die Männer sind entweder über 40 oder unter 30. Schuld daran ist die große Krise, in die viele Glasmanufakturen vor zehn Jahren gerieten. Überhaupt hat die Region schwere Zeiten durchlebt: Bis 1945 war die Gegend überwiegend von Deutschböhmen besiedelt, die allesamt vertrieben wurden. Im Kommunismus wurden Glaskombinate gegründet, wie Crystalex in Nový Bor. Sie produzierten Massenware für einen überschaubaren Markt; die hohe Glaskunst, die es durchaus weiter gab, blühte im Verborgenen. Mit der Samtenen Revolution 1989 kam die Hoffnung nach Nordböhmen zurück, dass alles besser und vielleicht sogar wie früher wird. Die Kombinate wurden privatisiert, neue Manufakturen entstanden.

Auch der Glaskünstler Bořek Šípek schloss sich mit zwei Freunden zusammen, dem Glasbläser Petr Novotný und dem Glastechniker Libor Fafala. Sie gründeten ein eigenes Unternehmen: Ajeto. Dafür kauften sie eine alte Ruine, die ehemalige Textilfabrik der deutschen Familie Richter, und bauten das seit 1945 weitgehend ungenutzte Gebäude zur Glasmanufaktur um. Doch gegen die asiatische Marktmacht mit ihrer billig produzierten Glasware hatte Nordböhmen keine Chance. 2007 verloren allein 5000 Angestellte bei Crystalex ihre Arbeit, viele Glasbläser verließen die Region und schulten irgendwo in der Fremde um. Auch Ajeto kämpfte ums Überleben. Dann stieg Leon Jakimič in die Manufaktur ein.

„Mein Vater wollte, dass ich ein so guter Skiläufer werde, wie er es war“, erzählt Leon Jakimič. Der Sohn entschied sich mit zwölf aber für Tennis. „Ich wollte die Nummer eins der Welt werden, dafür habe ich alles gegeben.“ Morgens um fünf stand er schon auf dem Tennisplatz, richtete sein Leben nach dem Sport aus. In den Neunzigern wäre er tatsächlich fast die Nummer eins in seiner Heimat geworden, doch bei einem Turnier ausgerechnet gegen seinen Landsmann, den späteren Weltklassepieler Radek Štěpánek, machte sein Rücken nicht mit. Mit seiner Karriere würde es wohl nichts werden. Noch gab er aber nicht auf, ging mit einem Tennisstipendium nach Kalifornien und studierte Wirtschaft an der Loyola-Marymount-Universität. Dort erst musste er mit 21 Jahren seinen Traum vom Profisport begraben.



Maßarbeit: Modelmacher Petr Holešáček



Freihändig: Bis zu 20 Kilogramm Glas hängen an der Pfeife.



Kugelporträt: Hommage an Emil Kolben in Prag



Farbpalette: Gemischt wird nach Rezept.

Leon Jakimič, der 1975 in der größten Stadt Nordböhmens, in Liberec (Reichenberg), geboren wurde, folgte daraufhin einer anderen Familientradition: dem Geschäft mit der Glasmacherei. Seine Urgroßmutter war eine Swarovski – die berühmte Glasschleifer-Dynastie Swarovski wanderte im 19. Jahrhundert von Böhmen nach Wattens in Tirol aus –, sein Großonkel Werner Sraml ein Glasschneider. Auch seine Eltern arbeiteten in der Glasindustrie. Jakimič begann nach dem Studium für ein tschechisches Kristallunternehmen zu arbeiten. Sein erster Auftrag: Er sollte herausfinden, warum in Asien niemand einen Kristalllüster aus Nordböhmen kaufen wollte. „Ich bereiste 16 Länder in drei Monaten.“ Überall stieß er auf Unverständnis, warum der vermeintliche Tand so teuer sei. „Da beschloss ich, die Nummer eins der tschechischen Glasmacher zu werden.“

Seine Idee: große Glasinstallationen für öffentliche Räume. Jakimič suchte Rat bei dem Designexperten Stephan Hamel. Der Österreicher, der in Italien lebt, empfahl ihm, sich einen Art-Direktor zu suchen, am besten einen tschechischen. Hamel hatte auch einen Namen parat: Maxim Velčovský. Gemeinsam machten sich Jakimič und Velčovský an die Arbeit und konzentrierten sich zunächst auf riesige Kunstwerke aus einzelnen Glaselementen – sie wurden zu einem Markenzeichen von Lasvit.

Schnell machte sich die Manufaktur einen Namen. Ihre Installationen findet man inzwischen überall auf der Welt: in Hotels zum Beispiel in Hamburg („Le Méridien“), Monaco („Hotel de Paris“), Hongkong („The Ritz-Carlton“) und Peking („Éclat“), in Geschäften wie dem „Tiffany & Co. Bellavita Store“ in Taiwan, im Flughafen von Singapur, in der Zentralbank von Kuwait, im Casino von Sotschi, im Opernhaus von Dubai und natürlich in Restaurants wie dem „Sake No Hana“ in London oder dem „Coffemania“ in Moskau.

Jakimič folgte damit einer tschechischen Glasstradition, für die Namen wie René Roubíček stehen, bekannt durch seine Glaskulpturen für die Expos in Brüssel (1958), Montreal (1967) und Osaka (1971), aber auch Stanislav Libenský und Jaroslava Brychtová sowie Vladimír Kopecký. Und Maxim Velčovský. Gerade erst hat er aus Hunderten Glaskugeln Wandporträts von vier berühmten Tschechen in dem Prager Bürokomplex „Butterfly“ geschaffen, dem Erfinder František Křižík etwa oder der Schauspielerin Olga Scheinpflugová. Glaskugeln hat er ebenfalls für seine 17 Meter große frei schwebende Figur eines Tauchers im 555 Meter hohen Lotte World Tower in Seoul zusammengefügt.

Maxim Velčovský, Jahrgang 1976, ist bekannt für seinen bizarren Humor, der sich auch in seinen Arbeiten für Lasvit zeigt. So hat er etwa einen Kronleuchter aus Schädeln und Knochen entworfen. Seine Inspiration zu Memento Mori fand er im Sedletz-Ossarium in der Stadt Kutná Hora (Kuttenberg), etwa 70 Kilometer östlich von Prag. In dem Beinhaus werden 40.000 menschliche Skelette aufbewahrt, viele der Knochen wurden künstlerisch verarbeitet als Dekoration für die dazugehörige Kirche, darunter auch ein Kronleuchter.

„Glas“, sagt Leon Jakimič, „braucht Licht, um richtig zu wirken.“ Noch machen speziell angefertigte Installationen den Hauptumsatz von Lasvit aus, besonders in Asien, was auch daran liegt, dass der Dreißigjährige mit seiner Frau Lucie Jakimičová und ihren fünf Kindern Lea, Lanna, Liam, Luke und Loui in Hongkong lebt. Immer größere Bedeutung aber haben Leuchten und Glasobjekte – Vasen, Gläser, Becher oder auch der Schneemann als Zuckerdose. „Life of the Snowman“ nennt Velčovský seinen Entwurf, der vor sich hinschmilzt, je mehr Zucker man aus ihm herauschüttet. „Seine Zeit läuft ab“, sagt der Designer über sein witzig philosophisches Werk.

Abgelaufen ist auch die Zeit eines anderen Protagonisten, der häufig im Werk Velčovskýs auftaucht, weil er seine Jugend geprägt hat: Lenin. Sein letzter steil aufrecht, hat ein Buch in der Hand und ist ganz Rot. The Leftism nennt er den Zwerg, der unter einer böartigen Form des Linksseins leidet. Das Figürchen gehörte zum Monster Cabaret, mit dem Lasvit bei der Mailänder Möbelmesse im Teatro Gerolamo für Furore sorgte. 18 Designer nahmen mit ihren persönlichen Monstern teil, unter ihnen letztmals der Altmeister der tschechischen Glaskunst, René Roubíček, der Ende April mit 96 Jahren starb.

Velčovský hat sich aber auch mit den negativen Seiten des Kapitalismus auseinandergesetzt. Schon vor 20 Jahren formte er Plastikbecher und Pappbecher in Porzellan nach, daraus wurde nun die gläserne Kollektion Muster Cup. ◀



Tomaten erhitzen, etwas Öl dazugeben, essen: Auch so tut man der Haut etwas Gutes.

## Treue Tomate

Im Sommer schmeckt sie besonders gut. Für die Haut ist das rote Gemüse aber immer wohltuend.

Von Sylvia Buchacher

Jeden letzten Mittwoch im August herrscht im spanischen Städtchen Buñol Ausnahmezustand. Dann treffen sich Tausende Menschen aus aller Welt, um sich eine Stunde lang mit reifen Tomaten zu bewerfen. Das Fest La Tomatina verwandelt die Stadt einmal im Jahr in ein Schlachtfeld aus Tomatensaft und Fruchtfleisch. Das Gemüse bedeckt nicht nur Häuserwände und Straßen, sondern auch Haut und Haare der Teilnehmer. Sie sind sich während des Spektakels gar nicht bewusst, dass sie sich gerade ein ganz besonderes Ganzkörper-Treatment gönnen. „Die Tomate ist ein Allround-Talent. Sie enthält unter ande-

rem Vitamin A, B und C sowie Natrium, Kalium, Magnesium und Folsäure“, sagt Anke Kleiner, die bei Thalgo Cosmetic auch für den Vertrieb von Ella Baché zuständig ist. „Ein besonderes Highlight ist das Lycopin, ein Carotinoid, das gegen freie Radikale wirkt und oxidativem Stress durch UV-Strahlung vorbeugt.“

Die ungarische Pharmazeutin Ella Baché war eine der ersten, die Tomaten in Pflegeprodukten einsetzte. Ihre Crème Tomate L'Originale gibt es seit den dreißiger Jahren. Baché soll fasziniert vom Schönheitsritual ihrer Landsfrauen gewesen sein, die sich für einen strahlenden Teint frische Tomatenscheiben auf die Haut legten, und studierte die positiven Effekte des Nachtschattengewächses. Noch heute, acht Jahrzehnte später, ist die Crème Tomate eines der beliebtesten Produkte im Sortiment.

Während die Mineralien den Feuchtigkeitshaushalt der Haut regulieren, das Vitamin A die Talgproduktion kontrolliert und das Vitamin C vorzeitiger Hautalterung vorbeugt, ist der wichtigste Pflanzenstoff das Lycopin. Da es zur Klasse der Carotinoide zählt, ist es für die Farbe der Tomate verantwortlich – und schützt sie vor UV-Licht. Den Effekt weiß auch die Beauty- und Wellness-Industrie für sich zu nutzen. Heute wird Lycopin als Nahrungsergänzungsmittel angeboten oder kommt in Anti-Aging-Produkten zum Einsatz. Einige Unternehmen haben sich sogar ganz diesem Inhaltsstoff verschrieben, unter an-

derem die amerikanische Kosmetik-Marke Lycopene Skin Care. „Studien haben gezeigt, dass Lycopin am besten wirkt, wenn es darum geht, die Auswirkungen freier Radikale zu bekämpfen, die für die vorzeitige Hautalterung sowie Hautschäden verantwortlich sind“, sagt Gary Weinberger von Lycopene Skin Care. Auch Tata Harper, Gründerin der gleichnamigen Bio-Pflegeserie, setzt auf die verschönernden Eigenschaften von Lycopin. Vor knapp zwei Monaten lancierte sie mit dem Resurfacing Serum erstmals ein Produkt, das Carotinoide der Tomate enthält.

Angesichts der wohltuenden Wirkung überrascht es, dass Tomaten nicht öfter in Beautyprodukten eine Rolle spielen. „Der Trend in der Kosmetikentwicklung geht immer mehr hin zu komplex anmutenden Wirk-Kompositionen“, sagt Kleiner. „In den Augen des Verbrauchers erscheinen sie effizienter als ein Produkt, das einfach nur Tomatenextrakt enthält.“

Letztlich kann man das schließlich auch einfacher bekommen – über die Ernährung. „Optimal nutzbar ist das oral eingenommene Lycopin für den Körper aber erst, wenn es erwärmt und mit etwas Öl gegessen wird“, sagt Anke Kleiner. Wer seiner Gesundheit – und Schönheit – also etwas Gutes tun möchte, sollte öfter Tomatensaft trinken oder Pasta mit vielen Tomaten essen. Und sich, wie die Ungarinnen in den dreißiger Jahren, einfach Tomatenscheiben auflegen. ◀



Entzündungshemmend: Yes To Tomatoes soll bei Akne helfen.



Strahlend: Serum von Tata Harper für einen Schimmer auf der Haut



Straffend: Creme von Lycopene Skin Care gegen vorzeitige Hautalterung



Die eigene Managerin: Ihre internationale Karriere hat Anitta genau geplant. Die Fünfundzwanzigjährige – hier beim Fototermin in Lissabon – ist damit so erfolgreich wie zur Zeit kein anderer brasilianischer Star.

Foto André Vieira

# “ Wenn ich mir etwas in den Kopf setze, mach ich’s ”

Anitta ist Brasiliens größter Popstar. Ein Gespräch über ihre Anfänge in den Favelas von Rio de Janeiro, ihre zwei Milliarden Youtube-Klicks und ihre Cellulite.

*Anitta, Ihr eigentlicher Name ist Larissa de Macedo Machado. Ihren Künstlernamen haben Sie sich schon lange vor Ihrer internationalen Karriere gegeben. Was sagt er darüber aus, wie Sie damals, als Jugendliche, sein wollten?*

In Brasilien gab es eine Serie, die hieß „Presença de Anita“. Die Hauptperson war eine mysteriöse und spannende Frau, für die sich damals wirklich alle interessierten. Und Anita sagte von sich selbst, dass sie nicht nur eine Frau sei. Jeden Morgen, wenn sie aufwachte, war sie eine andere, je nachdem, wie sie sich gerade fühlte. Sie war eine Frau mit 1000 Gesichtern. Das hat mich fasziniert.

*Und warum das zweite „t“?*

Irgendjemand hat das mal so aufgeschrieben. Ich habe „Anita“ gesagt, sie haben es mit zwei „t“ geschrieben. Und ich hab's gelassen.

*Sie sind in Honório Gurgel aufgewachsen, einem Arbeiter- viertel im Norden von Rio de Janeiro. Wie erinnern Sie sich an die Kindheit dort?*

Ich komme aus einem sehr armen Viertel. Keine Favela, die fing erst zwei Straßen weiter an, aber es gab alles, was eine Favela ausmacht: die Gefahr, den ganzen Mangel. Mein Vater handelte mit Autobatterien, meine Mutter war Schneiderin. Sie verdiente 50 Centavo pro Tasche, die sie verkaufte. Es war ein sehr armes Leben. Aber ich kannte ja nichts anderes, also passte das schon für mich.

*Wann entdeckten Sie Ihre Liebe zur Musik?*

Ich habe schon als Kind einfach alles gehört: die alten Sachen wie Barry White, Mariah Carey, aber auch aktuelle brasilianische Bands, Samba, Beyoncé. Musik war für mich damals, glaube ich, eine Flucht. Sie hat die Macht, Gefühle zu verändern. Wenn du traurig aufwachst und fröhliche Musik auflegst, dann beeinflusst dich das.

*Angefangen zu singen haben Sie in Ihrer katholischen Kirchengemeinde.*

Mein Großvater kam aus Nord-Brasilien, aus Paraíba. Er war Musiker und hat hier in Rio Klavier in einer Band in der Kirche gespielt. Ich bin immer mit ihm mitgegangen – und habe dann selbst auch gesungen.

*Und wie sind Sie von der Kirchenmusik beim Baile Funk gelandet, der brasilianischen Variante des Gangsta-Rap, dessen Texte oft genauso hart und roh sind wie sein Beat?* Wie gesagt, ich habe immer alles gemacht. Manchmal bin ich zur Funk-Party, habe die ganze Nacht getanzt,

habe geduscht, mich umgezogen und bin direkt in die Kirche. Für mich ist das Quatsch: „Wenn du religiös bist, darfst du nicht tanzen, wenn du an Gott glaubst, darfst du nicht...“ Das glaube ich nicht. Ich bin religiös, ich bete jeden Abend, und es ist okay, dass ich gern tanze.

*Und was hat Sie am Funk so fasziniert?*

Der Beat ist einzigartig. Er ist packend. Sobald bei einer Party Funk läuft, reißt es dich mit.

*In den Texten geht es oft um Sex, Drogen und Gewalt. Es geht um die Realität in der Favela. Damit sich diese Texte ändern, müsste man das Leben der Menschen ändern. Sie singen ja nicht über irgendwelche bösen Dinge, sie singen über das, was sie sehen: Drogen, Waffen. Leider ist das ihr Alltag.*

*Viele Funk-Texte sind auch sexistisch. Wie sind Sie als junge Frau in dieser Welt klargekommen?*

Ich habe immer versucht, das Gegenteil zu erreichen: dass sich die Frauen dank meiner Texte stark und mächtig fühlen. Wie einige andere Künstler auch, habe ich den Beat des Funk genommen, aber mit einer anderen Art von Texten. Am Anfang waren die Leute skeptisch, dann haben sie es aber geliebt.

*Die Funk-Partys werden oft von Drogenbanden organisiert, die in den Favelas herrschen. Hat Sie das nicht abgeschreckt?* Ich bin in diesem Umfeld geboren. Das hat mich nicht abgeschreckt. Ich habe das schon auf dem Schulweg jeden Tag aus nächster Nähe gesehen. Das ist nichts, worüber ich froh bin, aber ich war es gewohnt.

*Wie viel haben Sie mit Ihren Auftritten auf diesen Partys verdient?*

Wenig. 150 Reais vielleicht.

*Das sind etwa 50 Euro. Für eine Party?*

Ja. Und davon mussten wir alles bezahlen: das Benzin, den Fahrer. Am Ende blieb fast nichts übrig. Das war eine schwierige Zeit. Ich, mein Bruder und meine Mutter unterwegs in den Favelas von Rio.

*Nach der Schule haben Sie erst einmal eine dreijährige kaufmännische Ausbildung gemacht.*

Meinen Eltern war es immer sehr wichtig, dass ich lerne. Und mein Vater sagte: Wenn du irgendetwas mit Kunst studierst, wird es sehr schwer sein, Arbeit zu finden, denn

du bist arm. Also habe ich die Ausbildung gemacht. Und am Ende habe ich ein Praktikum bei Vale bekommen, dem Minenkonzern. Für fünf Plätze gab es damals 5000 Bewerber!

*Woher haben Sie danach den Mut genommen, eine feste Anstellung abzulehnen?*

Sie wollten mir eine bessere Stelle geben, aber dann hätte ich mich noch mehr auf die Arbeit konzentrieren müssen. Ich mag es nicht, Dinge halbherzig zu tun. Und ich wollte Sängerin sein. Deshalb habe ich gekündigt.

*Ihren ersten Vertrag bekamen Sie dank eines Youtube-Videos, in dem Sie in ein Parfümfläschchen singen. Danach hatten Sie erste Erfolge in der Funk-Szene. Im ganzen Land wurden Sie aber erst mit „Meiga e abusada“ bekannt, einem Popsong, der ziemlich an Katy Perry erinnert. Das Video haben Sie in Las Vegas aufgenommen, es scheint wie ein knallbunter Traum der überwiegend weißen Mittelschicht Brasiliens. War das Zufall oder so geplant?*

Es ist nicht mein Lieblingslied, aber es war notwendig. Ich musste mich als Sängerin präsentieren, die nicht nur Favela-Sachen macht.

*Ihnen wurde damals vorgeworfen, sich für den Erfolg weißer zu machen und Ihre Wurzeln zu verleugnen. Im vergangenen Jahr dann, als Sie ein Funkvideo in einer Favela aufnahmen und Rastazöpfe trugen, wurde kritisiert. Sie hätten sich als Schwarze verkleidet. Stichwort kulturelle Aneignung.* In der Tat.

*Und was sagt das Ihrer Meinung nach über die brasilianische Gesellschaft aus?*

Die Leute versuchen, aus allem ein Problem zu machen. Brasilien ist ein komplett gemischtes Land. Die Familie meines Vaters ist schwarz. Die Familie meiner Mutter kommt aus dem Nordosten Brasiliens, ich habe eine Tante, die ist ziemlich dunkel, meine Mutter nicht so. Ich bin eine Mischung aus alldem. Wie kann man da sagen, ich würde mir irgendetwas aneignen? Was ich tun darf, was nicht? Das spaltet unsere Gesellschaft nur weiter.

*Eine ohnehin schon rassistische Gesellschaft?*

Ich denke, es fehlt noch viel, um den Rassismus in Brasilien zu beseitigen. Unterschwellig ist er noch immer da. Die Leute zeigen ihn nicht offen, denn das ist strafbar, aber sie fühlen so. Das ist traurig. Ich hoffe, dass die Zeit und





# „MIT BOXER-SHORTS HABE ICH REBELLIERT“



*Was essen Sie zum Frühstück?*  
Frühstücksflocken, Kaffee, und dann geht's los.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*  
Überall. Ich liebe Vintage-Märkte und habe den Kleiderschrank meiner Mutter geplündert. Ich mische gern. Auch heute trage ich nicht nur eigene Sachen, sondern zum Beispiel auch J.W. Anderson.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*  
Ich muss nicht einkaufen, um meine Stimmung zu verbessern. Aber ja, manchen Menschen hilft es.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*  
Eine Smoking-Jacke von Yves Saint Laurent, von meiner Mutter, aus den Siebziger. Ich trage sie noch heute.

*Was war Ihre größte Modesünde?*  
Da gab es so viele, dass ich mich gar nicht mehr erinnern kann. Vor allem in den achtziger Jahren.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*  
Ja, aus unserer Sport-Kollektion. Ich gehe damit auch raus, zum Kiosk, wenn ich mir eine Zeitung hole.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*  
Meine Eltern. Sie haben einen wunderbaren Stil, dezent, unangestrengt, authentisch. Meine Mutter war Schauspielerin und hatte immer gute Beziehungen zu Modemachern – zum Beispiel zu Zoran in New York, wo ich dann auch meinen ersten Job bekam.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?*  
Ich habe mir früher selbst Boxer-Shorts genäht und sie unter der Schuluniform getragen. Das war auf der Highschool in Philadelphia, wo ich mir ein bisschen Individualität bewahren wollte, auch wenn es niemand gesehen hat. Das war meine Art zu rebellieren.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*  
Ja, ich bin besessen von Porzellan und finde viel auf Flohmärkten. Auch da mische ich gern, also zum Beispiel Vintage-Stücke mit der Kollektion, die Dodie Thayer für uns entworfen hat, die mittlerweile 93 Jahre alte Töpferin aus Palm Beach.

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?*  
Mit Gazpacho. Und ich mache eine super Guacamole.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*  
„Atlantic“, „New Yorker“, „New York Times“, amerikanische, italienische, französische „Vogue“ und viele mehr.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*  
Business of Fashion, Politico, Axios. Und ich brauche CNN, ich bin ein Nachrichten-Junkie.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*  
Jeden Tag. Mitteilungen an Mitarbeiter oder Briefe.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*  
Schwere Frage, weil ich so gerne lese. Darf ich zwei nennen? Also: „Hundert Jahre Einsamkeit“ von Gabriel García Márquez und „Wilde Schwäne“ von Jung Chang. Beide atemberaubend!

*Ihre Lieblingsvornamen?*  
Henry, Nick und Sawyer – die Namen meiner Söhne. Bei Mädchen Louisa.

*Ihr Lieblingsfilm?*  
Den kennen nicht viele: „A New Leaf“, eine schwarze Komödie mit Walter Matthau. Elaine May hat das Drehbuch geschrieben, Regie geführt und mitgespielt.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*  
Wenn man in New York lebt, braucht man kein Auto. Aber man braucht es, um aus der Stadt rauszukommen.

*Tragen Sie eine Uhr?*  
Manchmal.

*Tragen Sie Schmuck?*  
Ja. Meinen Verlobungsring. Und gerne Silberschmuck.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*  
„Vétiver Santal“, das erinnert mich an meinen Vater.

*Was ist Ihr größtes Talent?*  
Mich mit tollen Leuten zu umgeben, vor allem mit Frauen: In unserer Firma arbeiten zu 80 Prozent Frauen.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*  
Meine Kinder sind meine Stärke und meine Schwäche.

*Womit kann man Ihnen eine Freude machen?*  
Wenn die Leute ehrlich, offen, freundlich sind.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*  
Ich mag keinen Smalltalk. Ich mag richtige Gespräche.

*Sind Sie abergläubisch?*  
Sehr. Ich habe zum Beispiel immer ein rotes Band dabei. Auch meine Kinder, meine Mutter, meine Stiefkinder und die Kinder meines Verlobten haben immer so ein rotes Band dabei. Das hält das Böse fern. Und ich schlage viel auf Holz. Und ich betrete ein Flugzeug immer mit meinem rechten Fuß. Das reicht.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*  
In unserem Haus auf Antigua.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*  
Mit meinen drei Söhnen, meinem Verlobten und seinen drei Söhnen fahre ich nach Afrika. Also mit insgesamt sieben Männern!

*Was trinken Sie zum Abendessen?*  
Rotwein. Und manchmal Tequila on the rocks.

*Aufgezeichnet von Alfons Kaiser.*

## Frankfurter Allgemeine SELECTION

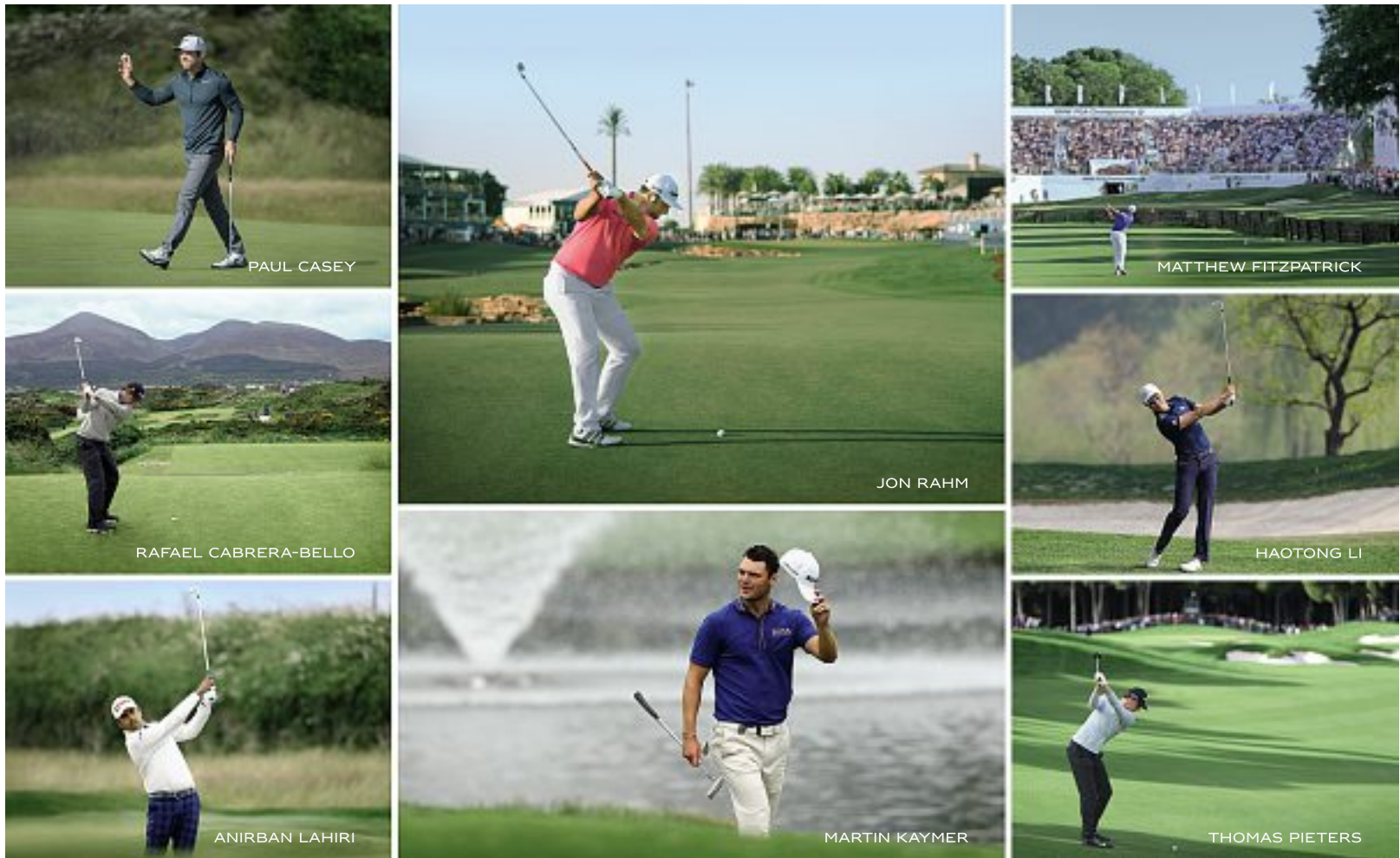
AUSGESUCHTES FÜR  
KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z.-Leser entworfen. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

SICHERN SIE  
SICH UNSERE  
SOMMER-  
HIGHLIGHTS!



FOTO: HELMUT FRÖBE



DIE ROLEX SERIES.  
 ACHT TURNIERE.  
 DIE ELITE DES  
 GOLFSPORTS.  
 EIN NEUES KAPITEL.

Diese Uhr ist eine Zeitzeugin. Sie erlebt ein spannendes zweites Jahr der Rolex Series auf der European Tour, wo sie den Standard der Exzellenz im internationalen Golf auf ein neues Niveau hebt. An den Handgelenken von herausragenden Spielern, die in acht prestigeträchtigen Events auf acht legendären Plätzen von Wentworth bis Dubai gegeneinander antreten. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41



- BMW PGA CHAMPIONSHIP
- ITALIAN OPEN
- HNA OPEN DE FRANCE
- DUBAI DUTY FREE IRISH OPEN
- ABERDEEN STANDARD INVESTMENTS SCOTTISH OPEN
- TURKISH AIRLINES OPEN
- NEDBANK GOLF CHALLENGE
- DP WORLD TOUR CHAMPIONSHIP

